1,50 DM / Band 61
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Ryder Delgado

Der Giftmüll-Teufel

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Giftmüll-Teufel

Damona King Nr. 61

von Martin Eisele

erschienen am 15.06.1981

Der Giftmüll-Teufel

Müllhalden sind ein notwendiges Übel, heißt es.

Die Grewburry-Müllhalde war eines dieser notwendigen Übel. Groß. Trostlos. Wie ein Geschwür mitten im Wald gelegen. Hier und da stiegen dünne Rauchfahnen aus den bizarren Dreckbergen hoch.

Vögel suchten sich ihre Nahrung und veranstalteten dabei ein Höllenspektakel. Ein verbissen dreinblickender Mann fuhrwerkte mit einer Planierraupe herum und verteilte den Unrat, den man nicht verbrennen konnte, so gleichmäßig wie möglich.

Über dem ganzen Gelände hing ein gotteserbärmlicher Gestank; ein Gestank, der von Tag zu Tag schlimmer wurde. Wenn der Wind ungünstig stand, dann konnte man die Müllkippe meilenweit riechen.

Eine Brutstätte für Ungeziefer und Ratten. Und für Schlimmeres…

Mit einem wilden Aufheulen verstummte der Motor der Planierraupe. Sekundenlang herrschte fast völlige Stille. Nur das leise Wispern und Raunen des Windes in den Baumkronen war zu hören. Im Wald schrie ein Käuzchen. Dann setzte das Gekreische der Vögel wieder ein.

Die beiden Jungen duckten sich tiefer in den Schatten des Gestrüpps, in dem sie bereits seit einer Viertelstunde kauerten und die Müllkippe beobachteten.

»Hoffentlich verschwindet der Bursche jetzt endlich«, brummte Terry Highridge sehnsüchtig.

»Der macht Überstunden«, versetzte Ken Learney, sein Freund. Er lag neben Terry auf dem Bauch und starrte ebenfalls den Abhang hinunter, auf den Mann, der jetzt aus der Planierraupe kletterte, sein Hemd über die Schulter warf und zu der kleinen, windschiefen Wellblechbude hinüberstiefelte. Dort stand auch ein alter, staubüberzogener Morris.

Unterwegs kickte der Mann eine Cola-Dose davon. Das Geschepper war trotz des Lärms, den die Vögel machten, bis zu den Freunden herauf zu hören.

»Es geschehen noch Wunder«, meinte Terry aufgeregt. »Er zieht tatsächlich ab.«

Ken nickte. »Daumen drücken. Noch ist er nicht weg.«

»Tu' ich doch schon die ganze Zeit.«

Die Freunde grinsten sich verschwörerisch an und peilten sodann wieder die Lage.

Der Mann ließ sich Zeit. Vor der Bude blieb er stehen und streckte sich erst mal. Dann setzte er eine Flasche an die Lippen und trank.

Er mußte mächtig durstig sein. Nach einer halben Ewigkeit warf er die leere Flasche achtlos weg, zog das Hemd an, blickte sich ein paarmal mißtrauisch um – und verzog sich schließlich in die Bude.

Ken fühlte ein mulmiges Gefühl im Magen. Die ganze Sache gefiel ihm plötzlich gar nicht mehr so richtig, aber das konnte er natürlich nicht so mir nichts dir nichts zugeben. Er warf Terry einen schnellen Seitenblick zu. Sein Freund ließ die Bude nicht aus den Augen. Terry hatte eben keine Nerven. Kein Wunder, er war auch einen Monat älter. Ken nestelte unruhig an seiner Jeans-Jacke herum.

»Ob er uns bemerkt hat?« fragte er nach ein paar Minuten.

»Glaube ich nicht. Wir waren doch vorsichtig. Außerdem – hier oben sind wir ganz schön weit vom Schuß.«

»Hmm«, machte Ken. »Irgendwie kommt mir das Verhalten von dem Burschen aber schon komisch vor.«

»Du hast zu viele Krimis gesehen, Ken.«

»Man lernt nie aus. Aber du, im Ernst, vielleicht ahnt er, daß wir wieder hier sind. Und er hat uns prophezeit, das er uns windelweich schlägt, wenn er uns noch einmal auf dem Gelände erwischt. Es

könnte doch sein…«

»… daß er uns eine Falle stellt«, vollendete Terry düster. »Soll er doch. Ein zweites Mal erwischt er uns jedenfalls nicht mehr, das schwöre ich dir.«

»Naja, besser, wir passen auf.«

»Hast du etwa Angst?«

»Nö, das nicht gerade.«

Terry klopfte Ken auf die Schulter. »Du bist mir vielleicht so ein Held.«

»Psst! Da ist er wieder!«

Der Mann trat aus der Bude. Unter seinen linken Arm hatte er eine Tasche geklemmt. Die Freunde hielten förmlich die Luft an. Die Situation war aber auch zu spannend. Ken schluckte hart, während er jede Bewegung des Mannes mit seinen Blicken verfolgte.

Nein, der hatte nichts bemerkt. Er stieg in den alten Morris. Gleich darauf röhrte der Motor, der Wagen fuhr los, durch das weit offenstehende Tor und dann bog er in den Waldweg ein. Die Staubwolke legte sich. Der Motorenlärm wurde leiser und war schließlich ganz verschwunden.

»Er hat das Tor nicht abgeschlossen.«

»Vielleicht kommt er noch mal zurück.«

Terry schüttelte nachdenklich den Kopf. »Weißt du, so langsam glaube ich auch, daß hier etwas nicht stimmt. Sonst hat er das Tor immer abgeschlossen, als wäre auf dem Gelände da unten ein Schatz vergraben.«

»Also doch eine Falle«, räumte Ken ein. Seine Stimme war ziemlich kratzig.

Terry Highridge sagte nichts. Sein sommersprossiges Lausbubengesicht war regelrecht zerknittert, so angestrengt dachte er nach. In den blauen Augen blitzte die Unternehmungslust.

»Und unser Unternehmen?« fragte er endlich.

Ken seufzte und strich sich über die zerzausten braunen Haare, die sein pausbäckiges Gesicht umrahmten. Dann rückte er die Brille zurecht, und schließlich lächelte er. »Echte Indianer kennen keine Angst.«

»Das wollte ich bloß von dir hören«, sagte Terry. »Also steigt die Sache.«

Sie beschlossen, noch zehn Minuten abzuwarten. Schweigend lagen sie in dem warmen, weichen Moos, das hier oben zwischen den Tannen prächtig gedieh. Wie ein Teppich erstreckte es sich zwischen knorrigem, dunkelbraunem Wurzelwerk und saftiggrünem Gras.

Weiter hangabwärts allerdings wucherte nur noch ungesund verfärbtes Unkraut. Dann kam der mannshohe, verrostete, an vielen Stellen eingerissene Maschendrahtzaun und dahinter das Gelände der

Müllkippe.

Das waren ihre Jagdgründe. Die Kinderspielplätze in Grewburry waren doch langweilig. Nichts für sie, immerhin waren sie schon dreizehn. Und in den Kinder-Discos, die es in Grewburry neuerdings auch schon gab, wollten sie nicht herumlungern. Ken war froh, einen Freund wie Terry zu haben, der mit ihm gleicher Meinung war.

So strolchten sie durch den Wald, und wenn die Arbeiter Feierabend hatten, über die Müllhalde.

Und für heute hatten sie sich ein besonders interessantes Unternehmen ausgedacht. Sie wollten dem alten Lumpensammler Jeremias Luranskey, der ebenfalls jeden Abend auf der Müllhalde herumgeisterte und sie kürzlich bei den Arbeitern verpfiffen hatte, einen gehörigen Schrecken einjagen.

Wie gesagt: alles war nur ein Spiel.

Aber aus einem Spiel kann sehr leicht tödlicher Ernst werden…

***

Die Schatten wurden länger.

Ein kühler Wind kam auf und fegte über die Müllhalde. Die Rauchfahnen wurden auseinandergefasert und davongewirbelt. Gespenstisch rauschten die Tannen, als der Wind in ihre Kronen fuhr.

Der Himmel überzog sich mit einer bleigrauen Färbung, dazwischen schimmerten sanftrote Töne.

Ken und Terry sicherten nach allen Richtungen, dann kletterten sie blitzschnell über den Zaun. Es ging nicht ohne Geräusche ab. Ein fürchterlich lautes Quietschen und Knarren begleitete die Aktion.

Ken wurde es angst und bange, aber er dachte nicht daran, klein beizugeben, jetzt waren sie schon einmal hier, und – ja, und außerdem machte es ja auch Spaß, so einen Nervenkitzel zu haben.

Auf der anderen Seite des Zaunes angekommen, tigerten sie los.

Der Gestank war hier unten noch viel schlimmer, aber sie hatten sich schon irgendwie daran gewöhnt. Schließlich waren sie nicht das erste Mal auf ihrem ›Abenteuerspielplatz‹.

Terry war schlank und wendig wie ein echter Indianer; er übernahm die Führung. Ken nahm sich zum xten Male vor, den Verlockungen der Süßigkeiten in Zukunft konsequenter zu widerstehen.

Sie hetzten in der Deckung der hohen Müllberge zum hinteren Bereich des Geländes. Dort war der alte Jeremias für gewöhnlich anzutreffen. Die Arbeiter duldeten ihn, denn er war harmlos und hatte ihnen schon ein paarmal eine Runde spendiert. Den Plunder, den er hier fand, nahm er mit. Früher hatte er ihn verkauft, aber seit er in Rente war, stopfte er sein kleines Häuschen am Stadtrand von Grewburry damit voll. Ein Spinner, mehr war er für die Leute nicht.

Ken dachte daran, während er Terry kurzatmig folgte. Irgendwo

raschelte es hektisch.

Ratten!

Manche waren fast so groß wie eine junge Katze, Ken hatte es selbst gesehen. Er schloß dichter zu seinem Freund auf. Vorsichtshalber tastete seine Rechte an den Gürtel, hinter dem er seine Schleuder stecken hatte.

Der Boden war aufgewühlt. Zahllose breite Reifenspuren hatten sich hineingedrückt. Papierfetzen wurden darübergeweht. Zu beiden Seiten ragten meterhoch die Halden auf. Verrostete Kühlschränke, Puppen, ausgediente Kinderwagen, ein Sonnenschirm, von dem nur noch das Gestänge übrig war, Blechkanister, alte Autoreifen, Plastikschüsseln, Kartons, ausgeschlachtete Fernseher – und sogar Autowracks. Hier gab es einfach alles. Unglaublich, was die Leute alles wegwarfen.

Lauter säuselte der Wind über die stinkenden Halden, verfing sich in Ritzen und Spalten, ließ Papierknäuel rascheln, orgelte unter morschen Kisten und Kästen und in den fensterlosen, verrosteten Wracks und pfiff über die bizarren Massen undefinierbarer, vergammelter, stinkender Gegenstände hinweg.

Es wurde jetzt schnell dunkler. Der Himmel schien in Flammen zu stehen; wenigstens am westlichen Horizont, dort, wo die Sonne immer schneller tiefer sank. Im Osten wuchteten sich bereits bedrohlich schwarze Wolkenberge auf.

Ken dachte daran, daß es nachher, wenn er nach Hause kam, wieder Ärger mit seinem Vater geben würde, der ihm klipp und klar gesagt hatte, daß er ihn zum Abendessen zu Hause sehen wollte.

Sie kletterten einen Haldenabhang hinauf, gelangten mit einiger Mühe und verdreckten Jeans auf die Hochfläche, wo der Wind noch hektischer rumorte. Beinahe unheimlich. Dazu die langen Schatten der Tannen, die sich unaufhaltsam über das Gelände der Müllkippe vorantasteten…

Vor den beiden Freunden flatterte ein Vogelschwarm hoch, protestierendes Gekreische gellte zu ihnen herunter. Im Laub, das sich in einer Nische angesammelt hatte, raschelte es.

Ken blieb keuchend stehen. Der Aufstieg hatte ihn ziemlich geschafft, sein Herz hämmerte. Er überschattete die Augen und peilte in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Der Wald präsentierte sich als dunkle Mauer. Nichts und niemand war dort zu sehen. Alles wirkte einsam und verlassen.

Ken drehte sich halb und sah zum Tor hinüber. Der Wind rüttelte daran, es quietschte in den Scharnieren. Aber auch dort war niemand zu sehen.

»Alles klar, Ken?« wollte Terry wissen.

Ken nickte. »Niemand in Sicht.«

»Wer wagt, gewinnt!« philosophierte Terry und warf sich in die

Brust.
»Du klopfst vielleicht Sprüche«, grinste Ken.
»Den hab' ich von meinem Alten. Der schmeißt damit regelrecht um sich.«
Seite an Seite pirschten sie weiter. Das hier war sozusagen schon Feindesland, Luranskey konnte hinter jedem Autowrack lauern, hinter jedem Dreckbuckel – überall.
Und wenn er sie zuerst bemerkte, dann war der ganze Überraschungseffekt geschmissen. Das durfte nicht passieren.
Terry und Ken bewegten sich vollkommen lautlos. Ken schwitzte, seine dicken Brillengläser beschlugen leicht; das ärgerte ihn. Verflixt, lauter Handikaps. In solchen Situationen beneidete er Terry. In der Schule allerdings, da war es umgekehrt. Terry war nicht gerade der Klassenbeste. So ergänzten sie sich wenigstens, und vielleicht verstanden sie sich deshalb auch so gut.
»Ich glaube, da vorn hat sich was bewegt«, flüsterte Terry und blieb stehen.
Ken starrte in die angedeutete Richtung. Er sah nichts. Nur einen Riesenhaufen Reisig und Bauschutt und dazwischen leere, zerknüllte Papiersäcke.
Dann hörten sie jemanden husten.
Jeremias Luranskey!
Wie auf ein geheimes Kommando sprangen die Freunde in Deckung.
»Das ist er«, wisperte Ken. Er packte die Schleuder fester.
»Jetzt heißt es, vorsichtig sein«, murmelte Terry und schob sein Kinn angriffslustig vor.
Er robbte nach rechts weg, und Ken folgte ihm. Sie umrundeten den Holzhaufen, der wahrscheinlich morgen angezündet werden sollte. Der Boden war mit zertrümmerten Dachplatten übersät, die Scherben knirschten unter Terrys Turnschuhen. Die Freunde erstarrten mitten in der Bewegung.
Nichts geschah.
Hoffentlich hat er uns jetzt nicht bemerkt, dachte Ken. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ganz verklebt waren seine Haare. Terry gab ihm einen Wink. Sie krochen weiter, und diesmal paßten sie auch auf die Scherben auf.
Sie kletterten über verrottende Holzbalken, über rostige Gitter, über Papierballen, die von der Sonne ausgebleicht waren, und kamen an schwarzen Fässern vorbei, denen ein widerlicher, beißender Geruch anhaftete. Dann konnten sie den Platz hinter dem Holzhaufen übersehen.
Von dem alten Luranskey keine Spur!
Da schepperte es links von ihnen.
Ken riß den Kopf herum. Den Schatten sah er im gleichen

Augenblick!

Er konnte einen erschrockenen Ausdruck gerade noch verbeißen.

Hart stieß er Terry an, und zog ihn hinter ein Autowrack, das sich als Deckung geradezu anbot.

Zwei Sekunden warteten sie ab.

Der alte Mann hatte sie nicht bemerkt.

Ken schob sich langsam wieder hoch und spähte zu dem alten Luranskey hinüber. Er kniete ganz vorn, am Abhang der Halde und begutachtete einen quadratischen Gegenstand, den er dort gefunden haben mußte.

Ken sah genauer hin.

Eine Spieluhr. Der alte Luranskey hatte eine Spieluhr gefunden.

Unwillkürlich mußte Ken grinsen. Er entspannte sich ein bißchen.

Im gleichen Augenblick klimperte das Spielwerk der Uhr los. Jeremias Luranskey kicherte und hob sie wie einen kostbaren Schatz hoch.

»Sollen wir?« wisperte Ken und warf Terry einen schnellen Seitenblick zu.

»Rache ist süß!«

Alles war abgesprochen. Jetzt würde der Alte für seine Bosheit büßen. Sie würden ihm den Schreck seines Lebens einjagen!

Terry und Ken legten die Kieselsteine in die Lederschlaufen und hoben die Schleudern hoch.

»Du rechts, ich links!« kommandierte Terry.

Natürlich wollten sie dem alten Mann nicht weh tun, so gemein wären sie niemals gewesen. Die Steine sollten nur genau neben ihm in den Dreck fahren. Das Geraschel und Geklatsche würde ihm ganz schön zu schaffen machen.

»Los!«

Die Steine zischten ab.

Jeremias Luranskey zuckte zusammen, als er die harten Einschläge neben sich hörte, die alte Spieluhr fiel zu Boden. Verunsichert blickte sich der Mann um. Terry und Ken duckten sich wieder hinter das Wrack.

Die Spieluhr klimperte immer noch.

»Ist da jemand?« rief Jeremias Luranskey. Schwerfällig erhob er sich.

Terry und Ken kicherten. Schadenfreude war doch die schönste Freude.

Sie verging ihnen einen Herzschlag später.

Ein dumpfes, grollendes Knurren wurde plötzlich laut – und brach gleich darauf wieder ab.

Als sei dies ein Zeichen für den Wind gewesen, fauchte er bösartig heran. Papier raschelte und knisterte. Irgendwo knackte es. Die Müllkippe schien plötzlich lebendig geworden zu sein.

»Was – was war das? Ich meine das Knurren…«, hauchte Ken.

»Keine Ahnung.«

Ken richtete sich behutsam auf. Wollte der alte Luranskey den Spieß umdrehen? Wollte er ihnen Angst einjagen, daß sie Fersengeld gaben?

Der alte Mann stand stocksteif am Abhang vorn, und starrte wie gebannt in die Tiefe hinunter. Die Spieluhr verstummte mit einem jähen Klacken.

Eisige Stille herrschte!

Ken bemerkte plötzlich, daß die Vögel verschwunden waren!

Warum? Was hatte das zu bedeuten?

Himmel, was war denn plötzlich los?

Terry hatte sich ebenfalls aufgerichtet. Er zielte schon wieder.

»Laß' es lieber bleiben«, schlug Ken unsicher vor, der von einer bösen Vorahnung geplagt wurde. Hier ging irgend etwas Unheimliches vor…

Jeremias Luranskey wich vom Abhang zurück. »Nein!« keuchte er erstickt. »Nein! Nicht! Bleib' weg!« Seine Hände hoben sich abwehrend. Als würde er etwas unbeschreiblich Grausiges sehen.

Was?

Vom Abhang her waren wuchtige, knirschende, kollernde Geräusche zu hören. Jemand – oder etwas – kroch herauf…

»Laß' uns verschwinden!« stieß Ken hervor. Seine rechte Hand zerrte an Terrys Jacke.

»Quatsch. Jetzt haben wir ihn doch genau da, wo wir ihn haben wollten! Er zittert vor lauter Angst!«

»Aber nicht unsertwegen! Da kommt doch jemand den Abhang herauf…«

»Wahrscheinlich ein Arbeiter.«

»Vor denen braucht er doch keine Angst zu haben!«

Terry lachte gemein. So hatte Ken ihn noch nie erlebt. Er ließ den Kieselstein fliegen. Dicht neben Jeremias Luranskey schlug er ein.

Dreck spritzte hoch. Der alte Mann schien gleichzeitig wie aus einem Bann zu erwachen. Er kreiselte aufkeuchend herum, sein Gesicht war vor Angst verzerrt, teigig, bleich, die Augen weit aufgerissen, als hätten sie etwas gesehen, das es niemals geben dürfte!

Luranskey verlor durch die heftige Bewegung das Gleichgewicht.

Die Angst mußte ihn zudem völlig aufwühlen. Er fiel. Hart krachte er zu Boden und kam dem Abhang gefährlich nahe. Der Unrat begann zu rutschen. Luranskey schrie wieder. Er wollte sich irgendwo festhalten, aber es ging nicht. Wimmernd überschlug er sich. Kisten rutschten nach, Abfälle, die dort hineingepackt waren, ein Gummireifen – Luranskey verschwand.

Er schlitterte den Abhang hinunter – die Geräusche waren eindeutig.

Die beiden Jungen waren wie vor den Kopf geschlagen.

Das hatten sie nicht gewollt!

Da zerriß wieder dieses dumpfe Grollen die Stille! Lauter diesmal! Gefährlicher!

Eiskalt überlief es Ken.

»Wir müssen dem alten Mann helfen!« Er wollte schon losstürmen, als Terry ihn blitzschnell zurückhielt.

»Mensch, mach' doch keinen Blödsinn, der spielt uns doch bloß Theater vor! Und wenn wir dann rauskommen und ihm heldenhaft beistehen wollen, dann packt er aus und versohlt uns den Hintern.«

Terry zog Ken in die Deckung zurück. Sie konnten den alten Mann nicht mehr sehen. Aber plötzlich hörten sie ihn schreien! Und wie er schrie! Ein greller, schrecklicher, langgezogener Schrei, der in einem herzzerfetzenden Gurgeln und Röcheln endete.

Hektische, wilde Bewegungen waren zu hören. Als würde ein Raubtier eine Beute davonschleifen. Abfall kullerte nach, überschlug sich, rumorte den Abhang hinunter. Papier raschelte geheimnisvoll.

Dann – Stille!

Ken hielt es nicht mehr aus. Sein Herz hämmerte wie verrückt, eine schreckliche Angst jagte ihm Eisschauer über den Rücken. Er ruckte hoch, wischte Terrys zupackende Hand einfach weg und hetzte los.

Mit sechs, sieben Sätzen war er am Abhang.

Weit, mindestens dreißig Yards, erstreckte sich der Hang sanft geneigt hinunter. Ein scheinbar endloses Feld aus Dreck, Unrat, Müll.

Und nirgends eine Spur von Jeremias Luranskey.

Ken hatte plötzlich Angst.

Er rannte ein paar Schritte am Abhang entlang. »Luranskey!« brüllte er. »Mr. Luranskey, wir haben es nicht so gemeint! Es – es tut uns leid…«

Er gab es auf, weil er einsah, daß es sinnlos war. Der alte Mann war verschwunden. Und das ging nicht mit normalen Dingen zu, bei Gott nicht! Weit und breit gab es kein Versteck, in das er sich hätte zurückziehen können…

Terry kam neben Ken an. »Der alte Fuchs hat sich abgesetzt!« sagte er. »Der kennt sich hier doch aus wie in seiner Westentasche.«

»Terry, glaub' mir, da ist was passiert, verdammt!« Ken war ganz verzweifelt. Was sollten sie jetzt bloß tun? Sein Atem rasselte.

»Los, komm schon, wir setzen uns ab!«

»Bist du verrückt? Wir müssen den alten Mann suchen! Vielleicht liegt er irgendwo da unten und kann sich nicht mehr bewegen, weil er sich was gebrochen hat… Terry – er stirbt vielleicht!«

»Quatsch, das redest du dir doch bloß ein Du wirst schon sehen: morgen schleicht der alte Bursche wieder hier oben herum und bildet sich was drauf ein, daß er uns so famos hereingelegt hat. Gönnen wir ihm den Triumph, und jetzt komm endlich, sonst geh' ich allein!«

Mit einem letzten verzweifelten Blick über die Halde wandte sich

Ken zögernd ab. Er kam sich wie ein Feigling vor. Alles in ihm sträubte sich dagegen, jetzt einfach zu verschwinden.

Es war kalt geworden. Er fröstelte. Die Sonne war hinter dem Horizont verschwunden. Das Abendrot wich der Düsternis. Überall nisteten Schatten zwischen den Müllbergen.

Kens Kopfhaut zog sich kribbelnd zusammen.

Der Wind säuselte laut und klagend über die Halden.

Ein würgender Kloß saß in Kens Hals, als er sich losriß und hinter Terry herlief, der zügig Richtung Ausgang rannte.

Hinter ihm, am Haldenabhang, wurde Jeremias Luranskeys verkrampfte Hand, die wie ein verkrüppelter Ast aus dem Unrat ragte, gierig in die Tiefe gezerrt…

***

Er war fast zu schön, um echt zu sein.

Groß, schlank, breite Schultern. Das Gesicht braungebrannt, markant, scharfgeschnittene männliche Züge, kurze, leicht gewellte schwarze Haare, die links gescheitelt waren, dazu große, eine Spur zu kalt und berechnend dreinblickende Plüschaugen.

Der Anzug war maßgeschneidert und dementsprechend teuer.

Seine ganze Erscheinung, sein ganzes Auftreten signalisierten den erfolggewohnten, betuchten Geschäftsmann, der seine Interessen, wenn nötig, knallhart und rücksichtslos durchboxte.

Jetzt aber stand ihm der Sinn nach anderem.

Er schmachtete sie an, schon seit die Maschine vom Athener Flughafen Hellinikon gestartet war, und die Art, wie er dies tat, war ziemlich eindeutig.

Damona King hatte es schon längst bemerkt, dem Helden einen kühlen, abschätzenden Blick geschenkt und sich dann wieder ihrer Reiselektüre gewidmet.

Aussehen war nicht alles. Irgend etwas an dem Burschen gefiel Damona King nicht; rein gefühlsmäßig, sie konnte nicht sagen, was es nun im einzelnen war. Vielleicht die Art, wie er sie fast ununterbrochen anglotzte. Als würde sie splitternackt dasitzen.

Aber man gewöhnte sich an alles. Auch an die Männer, die einen mit ihren Blicken genüßlich auszogen.

Soll er starren, bis ihm die Augen aus dem Kopf fallen, dachte sie sich, und schmökerte weiter.

Es kam selten genug vor, daß sie dafür Zeit hatte. Der Flug Athen – London aber bot sich geradezu an, dieses Manko wenigstens ansatzweise einigermaßen wettzumachen.

Aber das war auch einfacher gesagt als getan. Immer wieder schweiften Damonas Gedanken zu den hinter ihr liegenden Ereignissen ab…

Der mehr oder weniger direkte Auftrag der geheimnisvollen Sehenden Wächter des Felsenklosters Yor-Marathaar hatte sie und Mike Hunter, ihren Lebens- und Kampfgefährten, auf die Mikrowelt Zynth geführt. Sie sollten Mary-Ann Murchinson und zwei andere Mädchen, die dorthin verschleppt worden waren, zurückholen.

Es war hart geworden. Die dämonischen Wesenheiten, die auf Zynth das Sagen hatten, hatten sich als verdammt zähe Gegner erwiesen.

Aber daran hatten weder sie noch Mike gezweifelt. Sie hatten gewußt, auf was sie sich einließen.

Vor einer Woche waren sie aus der Mikrowelt zurückgekehrt, das

›normale‹ Leben hatte sie wieder. Zeit zum Durchatmen war keine geblieben, der Kampf gegen die Schwarzblütler mußte nahtlos weitergehen. Die Dämonen waren ohnehin mächtig genug, und sie nahmen jede sich bietende Gelegenheit wahr, diese Macht auszubauen.

Die Menschen waren ahnungslos. Für die Schwarzblütler waren sie nicht mehr als Herdenvieh, nicht ernstzunehmende Gegner, mit denen man sich vergnügte – und die man jagte und tötete.

Damona King war die Tochter der Hexe Vanessa; an ihrem 21. Geburtstag hatte sie ihrer Mutter geschworen, gegen das Böse zu kämpfen. Erbarmungslos. Kurz darauf waren ihre Eltern einem heimtückischen Anschlag zum Opfer gefallen. Damona aber hatte gemeinsam mit Mike Hunter den Kampf aufgenommen, und seither waren sie beinahe ununterbrochen im Einsatz. Sie hatten einige beachtliche Erfolge erzielt. Erst kürzlich beispielsweise war es Mike Hunter gelungen, den Dämonenpalast Zoran-Barkaras, des Herrn der Toten, zu vernichten.

Und sie, Damona, hatte in der Vergangenheit, in der chaotischen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, einen Ersatz für ihren verlorenen Talisman gefunden: das versteinerte Hexenherz.

Allerdings wußte sie noch nicht, welche Kräfte in diesem Relikt schlummerten – und noch weniger wußte sie, ob es positive Kräfte waren. Das blieb erst noch herauszufinden.

Deshalb war sie auch in Griechenland gewesen, bei den Sehenden Wächtern, die das Hexenherz für sie aufbewahrt hatten, während sie und Mike Hunter in der Mikrowelt gewesen waren.

Aber auch die Wächter hatten nichts Neues herausfinden können, und so war ihr nur der gute Rat mitgegeben worden, sehr, sehr vorsichtig damit umzugehen…

Aber trotzdem: Damona war froh, das Hexenherz bei sich zu haben, auch wenn es kein derart starkes magische Relikt war wie der Stein, den ihr ihre Mutter damals geschenkt hatte. Fest stand jedenfalls, daß das Hexenherz eine wertvolle Waffe in ihrem Kampf darstellte. Vorerst genügte das. Und die Hexe Liar hatte ja sogar behauptet, es sei mit

ihrem Hexenstein identisch… Vielleicht stimmte das ja tatsächlich, dann hatte sie nichts zu befürchten.

Weiter. Diesen Punkten auf der Haben-Seite standen wesentlich mehr Punkte auf der Soll-Seite gegenüber.

So war zur gleichen Zeit die Super-Dämonin Bastarda entstanden – drei Wesenheiten waren zu einer einzigen Wesenheit verschmolzen: die Hexe Liar, die Halb-Dämonin Chrysel Thoran und einer der Blutgötter.[1]

Damona King hatte die böse Vorahnung, daß Bastarda ihr und Mike noch eine Menge Ärger bereiten würde.

Es war wie ein Kampf gegen eine tausendköpfige Hydra: Für einen abgeschlagenen Schädel wuchsen gleich wieder zehn neue nach.

Und außer Bastarda gab es auch noch jede Menge anderer Gegner: Beispielsweise die Dämonen, die in Asmodis' Schwarzer Familie zusammengeschlossen waren und ihr grausige Rache geschworen hatten. Und dann – noch gefährlicher als Asmodis' Horden – die Blutgötter der alten Erde, die Moordrohr, die erst vor kurzem auf den Plan gerufen worden waren. Bis jetzt hatten sie sich zurückgehalten, sie sammelten Anhänger um sich, aber es war klar, daß sie losschlagen würden, wenn man es am wenigsten erwartete.

Diese beiden dämonischen Supermächte befehdeten sich momentan noch untereinander, eine jede Partei beanspruchte die absolute Macht über Menschen und Dämonen, keine war bereit, mit der anderen zusammenzuarbeiten. Aber was nicht war, das konnte sehr schnell werden.

Fazit: Die Zukunftsaussichten waren mehr als schwarz. Es war schon ziemlich deprimierend. Man konnte daran verzweifeln, und manchmal hatte Damona King auch tatsächlich die Nase gestrichen voll, dann würde sie am liebsten alles hinwerfen und sich mit Mike auf eine einsame Insel zurückziehen. Nur sie und Mike. Aber das blieb wohl ein Wunschtraum, sie wußte es. Sie würden nicht aufgeben. Viel zu viel hing davon ab, daß der Kampf, den sie beide führten, geführt wurde.

Nikolaos Triadi, einer der Sehenden Wächter, hatte das so ähnlich ausgedrückt, als sie sich vor ein paar Stunden von ihm verabschiedet hatte.

Damona mochte den alten und doch so jugendlich wirkenden Mann; sie wußte, er war unsterblich, von mysteriösen Mächten berufen, über die Erde zu wachen, und nur in äußersten Notfällen lenkend einzugreifen. Trotzdem. Er wirkte nicht – fremdartig. Im Gegenteil. Weise. Gütig. Er schien förmlich Frieden auszustrahlen, wie auch die anderen Mönche aus der Bruderschaft der Sehenden Wächter.

Gut, zu wissen, daß sie solche Verbündete hatte.

Damona lehnte sich zurück und sah von dem Buch auf. Sie freute

sich auf Mike Hunter, der in London geblieben war, um sich in die Arbeit zu stürzen, die auf seinem Schreibtisch in der Chefetage des King-Konzerns liegengeblieben war. Und das war eine ganze Menge. Weder sie noch Mike hatten in letzter Zeit sonderlich viel Zeit für die Geschäftsführung gehabt. Das hatte Gott sei Dank Romano Tozzi übernommen. Zuverlässig und souverän leitete er den King-Konzern, den Damona nach dem Tod ihres Vaters weiterführte.

Aber man konnte nun einmal nicht alles gleichzeitig machen; der Kampf gegen die Mächte der Finsternis war wichtiger als die Gewinnmaximierung des Konzerns. Somit war die Marschrichtung klar.

Der Mann, der sie schon die ganze Zeit über anhimmelte, lächelte ihr jetzt offen zu und blinzelte.

Damona ließ ihn.

Er saß ihr schräg gegenüber. Weit genug, glücklicherweise.

Der Flugkapitän gab durch, daß die Maschine in wenigen Minuten auf dem Londoner Flugplatz Heathrow landen würde.

Damona King genoß diese paar letzten Minuten des Fluges. Sie sah aus dem Fenster. Die Sonne hatte sich schon vor über einer halben Stunde mit einem prächtigen Strahlenfeuerwerk verabschiedet, die Dunkelheit hatte den Himmel erobert. Nur über dem westlichen Horizont krochen noch einige zaghafte hellere Streifen herum. Ein malerischer Anblick. Die Wolken trieben auseinander. Weit unten präsentierte sich London als riesiges Lichtermeer.

Die Maschine setzte zur Landung an. Die Fluggäste wurden aufgefordert, das Rauchen einzustellen und sich anzuschnallen. Der ältere Herr mit graumelierten Schläfen, der auf dem Platz neben Damona saß, sagte sichtlich beeindruckt: »Grandios!«

Damona lächelte ihm zu.

»Sie fliegen das erste Mal?«

»Oh ja, das erste Mal. Anfangs hatte ich – nun, es war mir nicht ganz geheuer, das haben Sie sicher gemerkt, deshalb war ich ja so still.« Er zuckte die Schultern.

»Es gibt Leute, die reden zu viel«, sagte Damona.

Er nickte zustimmend.

Damona ließ den Gurt einrasten und klappte das Buch zu. Die Triebwerke rumorten.

Wenig später setzte der Vogel sanft wie eine Feder auf einer der Landepisten des Flughafens Heathrow auf und rollte aus.

Das Brummen der Maschinen verstummte. Dafür redeten die Leute durcheinander. Plötzlich schien es jeder eilig zu haben. Aufbruchstimmung. Hektik. Wie eine Hammelherde drängelten sie zum Ausgang. Die Stewardessen hatten alle Hände voll zu tun.

Damona wartete, bis der schlimmste Ansturm vorbei war, dann

konnte sie in aller Ruhe aussteigen. Die Stewardeß am Ausgang lächelte berufsmäßig, Damona nickte ihr zu, ging an ihr vorbei und die Gangway hinunter. Der Bursche mit den Plüschaugen war hinter ihr, sie konnte seine Gegenwart förmlich spüren.

Sie war gespannt, was er sich hatte einfallen lassen.

London empfing sie nicht sonderlich begeistert: Es war kalt und diesig. Wahrscheinlich würde es bald regnen.

Damona King schlug den Kragen ihrer Wildlederjacke hoch und packte die Griffe der Reisetasche fester. Geschmeidig stieg sie in den Flughafenbus, der die Fluggäste vom Landefeld zur Abfertigungshalle brachte.

Die Zollformalitäten dauerten nicht einmal drei Minuten, dann konnte sie passieren. Der Beamte grüßte höflich; der Name King hatte einen recht guten Ruf, und Damona gehörte, wenn es nach einer Regenbogenillustrierten ging, zu den zehn besten Partien auf diesem Planeten. Nun, sie war in festen Händen – auch ohne Ehering und Trauschein.

Die Luft in der Abfertigungshalle war stickig, verbraucht. Es roch nach Schweiß und Hektik. Obwohl es mittlerweile auf 21 Uhr zuging, waren unheimlich viele Leute unterwegs. Wie in einem Taubenschlag wimmelte es. Lautsprecherdurchsagen dröhnten durch die Riesenhalle, Stimmen kreiselten darum herum. Ein ständiges Kommen und Gehen.

Damona ging zielstrebig Richtung Ausgang. Sie hatte ihre Ankunft telegrafisch mitgeteilt und wurde abgeholt. Hoffentlich von Mike. Verflixt, sie freute sich wirklich auf ihn, auf seine lockeren Sprüche. Auch auf seine Umarmung. Eine Woche hatten sie sich nicht gesehen. Viel zu lange.

Plötzlich spürte sie die leichte Berührung an ihrer Schulter.

Aha. Es war also soweit. Der Mann mit den Plüschaugen startete sein Unternehmen Ladykill.

Sie blieb stehen und sah ihm direkt in die Augen.

»Entschuldigen Sie…«

»Etwas anderes ist Ihnen nicht eingefallen?«

»Ich…«

»Dabei hatten Sie doch den ganzen Flug über reichlich Gelegenheit zum Nachdenken.« Sie lächelte ihn honigsüß an.

Er wurde verlegen. »Sie sind ziemlich keß.«

»Ach?«

Er wischte sich ein imaginäres Stäubchen vom Anzug. »Naja, ich dachte mir: das ist die Frau deines Lebens. Ich heiße übrigens Wheelan. Mortimer Wheelan. Wie wäre es – geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß, erlauben sie mir, Sie in meinem Porsche nach Hause zu bringen?«

»In Ihrem Porsche, so, so«, räumte sie ein. Dann seufzte sie

steinerweichend. »Zu schade…«
»Aber warum denn?« Neue Hoffnung zitterte in seiner Stimme. Seine Zunge huschte über die Lippen.
»Ich werde abgeholt. Von meinen drei Kindern und von meinem Mann. Wissen Sie, meine älteste Tochter hat ihr erstes Baby bekommen, deshalb habe ich ja auch meine Verjüngungskur abgebrochen. Das süße Baby…«
»Aber – aber«, stotterte Plüschauge, »das würde ja bedeuten… Himmel, dann wären Sie ja bereits eine – eine Großmutter!«
»Ja, ja natürlich, verflixt, daran habe ich ja noch gar nicht gedacht!« Damona strahlte ihn so naiv wie möglich an.
»Das gibt's doch nicht! So wie Sie aussehen, sind Sie doch höchstens 23 Jahre alt!« Er schüttelte den Kopf und starrte sie an wie das achte Weltwunder.
»Oh, danke, junger Mann, danke!« sagte Damona King und bluffte munter weiter. »Dann war meine Verjüngungskur also ein voller Erfolg! Herrlich, ach, wie wird sich mein Mann freuen – und die Kinder erst! Es ist doch herrlich, eine junge Großmutter zu sein!«
Er schniefte. In seinen Augen war ein seltsamer Ausdruck, eine Mischung aus Unglauben und Ärger. Er ging auf Distanz, sein Lächeln wurde noch unechter, als es ohnehin schon war. Der Draufgänger in ihm war sichtlich gestoppt.
»Äh, ja, wenn das so ist, dann will ich Sie natürlich nicht aufhalten, Lady… Entschuldigen Sie mich«, quetschte er hervor. Die ›Frau seines Lebens‹ hatte ihm den Schock seines Lebens verpaßt.
Damona King konnte kaum ernst bleiben. »Oh, aber warum haben Sie es denn plötzlich so eilig?« rief sie ihm nach.
Er aber antwortete nicht mehr, mit großen Schritten stelzte er fluchtartig davon und tauchte in den Menschenmassen unter.
Damona atmete auf; der Bursche war ihr doch tatsächlich auf den Leim gegangen. Eine reife schauspielerische Leistung. In ihrem Alter glaubhaft eine Großmutter zu spielen, also, das war schon etwas…
Plüschauge würde ziemlich lange daran herumzukauen haben. Sie prustete los, daß ihr die Tränen in die Augen schossen. Mit einer übermütigen Geste strich sie ihr schulterlanges, rabenschwarzes Haar zurück und schüttelte den Kopf.
»Tja, wir Großmütter sind schon eine Spezies für sich«, murmelte sie schniefend vor sich hin. »Wir haben es faustdick hinter den Ohren.« Sie wischte sich die Tränen weg und sah zu, daß sie endlich zum Ausgang kam.
Vor dem Flughafengebäude wartete Harry Coleman mit dem Jaguar. Coleman arbeitete schon seit über fünfzehn Jahren als Chauffeur für den King-Konzern.
Er erkannte sie sofort.

»Miß King!« rief er und winkte.
Damona überquerte die Straße. Coleman wieselte ihr entgegen, begrüßte sie herzlich und nahm ihr die Tasche ab. »Schön, daß Sie wieder da sind, Miß King.«
»Danke für die Blumen, Harry. Ich freue mich auch.«
»Soll Ihnen von Mr. Hunter schöne Grüße sagen. Er konnte Sie leider nicht abholen. Ist geschäftlich mir Mr. Tozzi in Grewburry drau- ßen. Naja, deshalb hat er mich geschickt, hoffentlich sind Sie nicht enttäuscht, Miß.«
»Ach was, Harry.« Damona versetzte ihm einen freundschaftlichen Knuff in die Rippengegend.
Der Chauffeur lachte geschmeichelt.
Dann hielt er die Wagentür auf und ließ sie einsteigen, verstaute die Tasche und quetschte sich selbst hinter das Lenkrad.
»Wohin, Miß?«
»In die King's Road, bitte.«
»So spät noch arbeiten?«
»Mal sehen.«
Harry Coleman fuhr los.

***

Buddy Bovera fuhr wie ein Verrückter. Die Angst hatte sich ihm in den Nacken gekrallt. Die Ladung, die er und sein Partner beförderten, war heiß, so verdammt heiß. Nicht auszudenken, wenn sie da einer Polizeistreife auffielen…
Andrew Woolwarth rülpste ungeniert.
»Du hast vielleicht Nerven!« maulte Buddy und peilte zu seinem Kumpel hinüber. »Sauf nicht so viel. Du weißt, was für uns auf dem Spiel steht!«
»Ach, reg dich wieder ab, Mann!«
Buddy Bovera zerknirschte einen obszönen Fluch. Wenn er das Geld nicht so nötig gebrauchen könnte, dann hätte er diese Art von Jobs schon längst hingeschmissen. Genau genommen waren sie auch verdammt unterbezahlt. Die paar Pfundnoten deckten das Risiko, das sie zweimal pro Woche auf sich nahmen, bei weitem nicht ab.
»Da vorn mußt du rechts ab!«
»Weiß ich doch, verdammt!«
»Auch gut.« Andrew Woolwarth lümmelte sich auf den breiten Beifahrersitz des Lastwagens. Hinten, auf der Ladefläche, rumpelte es. Vielleicht hatte sich eines der Fässer losgerissen? Egal. Sie konnten nicht anhalten.
»Schalt' mal den Polizeifunk ein«, schnarrte Buddy Bovera. Er wurde immer nervöser. Der Schweiß lief ihm in feinen Rinnsalen über sein breites Bulldoggengesicht. Die Augen lagen tief in den Höhlen.

Buschige Brauen sträubten sich darüber. Buddy Bovera war ein Bulle. Seine Fäuste waren groß wie Bratpfannen, nur waren Bratpfannen nicht so dicht behaart. Richtige Pranken, die zupacken konnten. Das große Lenkrad wirkte unter ihnen beinahe zierlich.

Aber auch Andrew Woolwarth stand seinem Partner nicht viel nach. Groß war auch er, die Schultern fast genauso breit wie die von Buddy, dafür aber war sein Gesicht nicht so animalisch roh gemeißelt. Wenigstens bildete er sich das ein.

Buddy wußte, daß sich sein Partner für einen starken Typ hielt. Na und? Sollte er. Solange er bei ihren nächtlichen Jobs spurte und man auf ihn zählen konnte, war ihm das egal.

Woolwarth drehte am Radio herum. Der Rufton der Policecars piepste. Knacken. Hin und wieder eine Durchsage, die aber nicht sie betraf.

»Scheint wieder mal hinzuhauen«, meldete sich Woolwarth nach einer Weile, in der er die Bierflasche vollends geleert hatte.

Buddy Bovera rieb sich mit der linken Hand übers Kinn. Die Bartstoppeln kratzten, aber für eine Rasur hatte er keine Zeit mehr gehabt.

Der Lastwagen donnerte durch die Nacht. Die Lichtfinger tippten Büsche an, Bäume, dann einen Wegweiser. Buddy Bovera kannte sich hier aus. Sie waren die Strecke schon so verdammt oft gefahren in den letzten Jahren. Eine Kurve. Dann kam die kaum sichtbare Abzweigung. In den Wald hinein.

Er knipste das Abblendlicht aus. Das Licht der Sterne war verdammt mies in dieser Nacht, aber es mußte reichen. Die Armaturenbeleuchtung warf ein paar Lichtreflexe in sein Gesicht.

Woolwarth schwieg beharrlich.

Buddy Bovera brachte den Siebentonner von der Überlandstraße herunter, es rumpelte und knirschte, hinten spritzte Dreck weg.

Dann kratzten Äste und Zweige über das Fahrerhaus und an den Kotflügeln vorbei. Sie waren auf dem Waldweg. Schlagartig war es stockdunkel.

»Fahr’ langsamer, verdammt!«

»Dir ist wohl die Aufregung zu Kopf gestiegen, was?«

»Ich will noch was von dem Geld haben, das wir uns mit diesen Touren dazuverdienen!«

»Ich paß’ schon auf, keine Bange.« Buddy Bovera nahm keine Sekunde den Blick von dem schmalen Weg. Alles war wie immer. Nirgends ein Hindernis. Er fuhr den Laster lange genug, um ihn notfalls auch durch ein Nadelöhr zu bekommen. Noch enger rückten die Bäume zusammen, doch Buddy Bovera brachte den Lastwagen durch. Wegen der Reifenspuren machte er sich ein bißchen Sorgen, aber die hatte er bisher jedesmal gemacht, und nie war etwas passiert.

Niemand hatte Verdacht geschöpft. Hier oben kurvten jede Menge Lastwagen herum. Ein paar Reifenspuren mehr fielen da nicht auf, auch dann nicht, wenn sie abseits der normalen Route zur Müllkippe auftauchten.

Die Müllkippe, das war ihr Ziel.

Sie erreichten es genau sieben Minuten später. Der Polizeifunk blieb eingeschaltet, doch es war keine Gefahr im Verzug. Wer hätte auch hier oben, an der Müllhalde, aufpassen sollen? Niemand war so dumm, mitten in der Nacht unbrauchbaren, stinkenden Plunder wegtragen zu wollen. Das passierte nicht mal tagsüber. Sie aber wollten nichts wegtragen. Sie brachten etwas. Die Fässer.

Buddy Bovera wischte sich den Schweiß weg. Er war froh, daß Andrew von seiner Unsicherheit nichts merkte, vielleicht war das auf die Wirkung von bereits der sechsten Flasche Bier zurückzuführen.

Nur so schaffte es sein Kumpel nämlich, diese Arbeit zu tun. Sein Gewissen war mächtig unbequem und nur dann still, wenn es total betäubt war.

Dann wurde es heller. Die Bäume wichen zurück, das spärliche Licht der fernen Sterne fand wieder seinen Weg zu ihnen auf den Boden herunter. Alles lag in ein düsterblaues Licht getaucht. Aber Einzelheiten waren wenigstens gut zu erkennen. Was wollten sie mehr?

»Das Tor steht offen«, kommentierte Buddy Bovera unwillkürlich halblaut.

»Jake kassiert auch genug dafür, soviel ich gehört habe.«

»Tja, unsere Herren Arbeitgeber sparen eben nicht am falschen Fleck.«

»Ich könnte mal wieder eine Aufbesserung vertragen.«

Buddy Bovera nickte und grinste. »Wem sagst du das, Partner. Die Mäuschen werden ja auch immer teuerer.«

»Du und deine Weiber.«

»Besser als ein Maul voll Reißnägel.«

»Naja…«

Buddy Bovera packte das Lenkrad wieder beidhändig und ließ den Lastwagen durch das Tor auf das Gelände der Müllhalde schießen. Sie wurden ordentlich durchgeschüttelt. Tief eingefurcht war der Hauptweg zur hinteren Halde, dort, wo sie die Fässer weisungsgemäß abladen wollten. Morgen würden sie dann von Jake zugebaggert und auf Nimmerwiedersehen verschwinden.

Aber das war nicht mehr ihr Job.

Buddy Bovera kurbelte am Lenkrad und dirigierte den Laster in einem weiten Bogen an den Haldenabhang heran. Er fand sich einwandfrei zurecht. Jeder Handgriff saß. Auf Anhieb kam der Laster richtig. Rückwärts fuhr er ihn näher an den Abhang heran. Der

Gestank der Halde sickerte ins Innere der Fahrkabine, setzte sich in der Kleidung der Männer fest, fraß sich durch bis auf ihre Haut, vermischte sich mit dem Schweiß und drang sogar in ihre Poren ein. So leicht wurde man den Geruch der Müllkippe nicht mehr los.

Aber das Problem war zweitrangig. Buddy Bovera dachte ununterbrochen an die Bullen. Sein Magen verkrampfte sich. Jetzt kam es darauf an, daß sie ihren Job blitzschnell zu Ende brachten. Hier draußen, auf dem Gelände, waren sie nämlich gut zu sehen. Nicht auszudenken, wenn da oben jemand im Wald steckte…

Aber das war noch nie der Fall gewesen. Wer sollte auch um Mitternacht im Wald über der Müllkippe herumgeistern?

Liebespärchen gewiß nicht.

Die suchten sich romantischere Plätzchen. Bovera grinste gemein, als er daran dachte.

»Okay, raus mit dir, Partner, dalli! Und stolpere nicht über deine eigenen Füße!«

»Du weißt doch: ich schwebe immer, wenn ich was gesoffen habe!« brummte Andrew Woolwarth und stieg aus. Buddy Bovera hörte ihn davonstapfen. Von wegen schweben, dachte er.

Buddy beobachtete scharf die Umgebung. Auch in den Rückspiegel sah er immer wieder.

Ein hartes Klacken zeigte an, daß Andrew die Ladeklappe aufbekam, und das auf Anhieb.

»Alle Achtung!«

Buddy Bovera warf einen letzten Blick in die Runde, dann stieg er ebenfalls aus, um seinem Partner zu helfen. Er versank bis zu den Knöcheln in einer schlammigen Masse.

»Shit!«

Er ging nach hinten. Andrew Woolwarth werkelte auf der Ladefläche herum und löste die Fässer. »Alles klar?« zischte Buddy zu seinem Kumpel hinauf, den er nur als Schemen sehen konnte. Über dem Boden waberten Nebelschleier.

»Ja«, hauchte Andrew zurück.

Buddy ließ sich Zeit. Er hatte sich beruhigt. Die Nervosität war auch weg. Prima. Er konnte seinem sechsten Sinn vertrauen, heute passierte nichts mehr.

Er dachte an eine Zigarette, aber dann bremste er sich. Nicht übermütig werden.

Auf der Ladefläche knirschte es. Woolwarth schob die Fässer an die Ladeklappe. Sie mußten vorsichtig sein. Die Dinger sollten nach Möglichkeit nämlich nicht aufplatzen oder beschädigt werden. Buddy Bovera konnte sich denken warum. Der Inhalt war brisant. Der gehörte normalerweise nicht auf eine normale Müllkippe, sondern in eine Spezialdeponie. Aber die war sehr teuer. Das konnte sich der

Betrieb, für den sie fuhren, nicht leisten. Wenigstens war ihnen das beigebracht worden. Egal. Ihn hatte das nicht zu kümmern. Der Boß war immer fair zu ihm gewesen. Dafür revanchierte er sich, indem er keine Fragen stellte und sogar mit dem miesen Taschengeld zufrieden war, das er für die Fuhren bekam. Naja, vielleicht gab es ja demnächst einmal eine Aufbesserung. Wenn er und Andrew gemeinsam einen Vorstoß in die Richtung machten…

Er wollte sich in die Hände spucken und seinem Partner helfen, damit sie fertig wurden. Man sollte das Glück nicht strapazieren!

Aber die Spucke blieb ihm buchstäblich im Halse stecken!

Ein scharfes, durchdringendes *Knack* zerriß die Stille.

So mußte es sich anhören, wenn einem Menschen der Hals gebrochen wurde…

Buddy Bovera federte vorwärts. »Andy!« zischte er. »He, Andy!«

Keine Antwort!

Dafür aber polterte etwas schwer auf die Ladefläche nieder!

Buddy Bovera dachte in diesen Augenblicken gar nichts. Rein instinktiv handelte er. Mit einem wilden Ruck stieß er sich ab, seine Hände zogen nach, er kam vornübergeduckt auf der Ladefläche an.

Zwei Fässer standen bereits abladebereit vorn. Die anderen waren losgebunden.

Und dazwischen…

Buddy fühlte einen Eisschauer auf dem Rücken. »Andrew«, flüsterte er fassungslos.

Sein Partner lag, die Hände ausgestreckt, auf dem Rücken.

Noch immer das fürchterliche Knacken in den Ohren, schlich Buddy Bovera näher, dann beugte er sich über Andrew Woolwarth.

Die Augen standen weit offen, waren förmlich aus den Höhlen gequollen, als hätten sie im Augenblick des Todes etwas unbeschreiblich Grausiges gesehen…

Jetzt erst rastete bei Buddy Bovera die Sicherung ein! Andrew war tot! Und er lag nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Bauch! Daß das Gesicht trotzdem dem Nachthimmel zugewandt war, hatte einen anderen Grund!

Buddy Bovera würgte.

Der Kopf seines Freundes war um 180 Grad herumgedreht worden!

***

Die Nacht war plötzlich eiskalt und tödlich!

Sein Feind!

Sie verbarg einen gnadenlosen, unheimlichen Killer, denn Andrew Woolwarth war keines natürlichen Todes gestorben!

Buddy Bovera hatte sich gefaßt. Drei Sekunden lang hatte er dazu gebraucht. Das kreidebleiche, im Tod verkantete Gesicht seines

Freundes und Partners ging ihm nicht aus dem Sinn, die Angst durchpulste ihn. Er hatte schon die ganze Zeit Angst gehabt, unbestimmbar, aber immer vorhanden. Jetzt wußte er, warum. Er hatte die Katastrophe förmlich gewittert.

Hart schluckte Buddy Bovera und sah sich um. Wer tötete einen Menschen auf diese Art und Weise? Ein Wahnsinniger?

Eine Bestie…

Niemand war zu sehen. Nur der Nebel schien höher zu wallen.

Das Rumoren des laufenden Motors klang irgendwie gedämpft an seine Ohren.

Aber ansonsten wirkte alles ganz normal, ganz friedlich.

Nur Andrew Woolwarths Leiche störte.

Buddy Bovera schlich geduckt zur Abladeklappe. Seine Nervenenden vibrierten und brannten. Jetzt bedauerte er, keine Waffe bei sich zu tragen. Aber gegen Waffen hatte er immer etwas gehabt. Wenn er einmal erwischt werden sollte, dann wollte er so ein Ding nicht dabeihaben, denn möglicherweise drehte er durch und tötete einen Menschen. Er aber war kein Mörder.

Er erreichte die Rampe und verhielt. Er lauschte. Der Motor tuckerte.

Da!

Hatte sich da nicht etwas bewegt?

Buddy Bovera starrte hin, aber er sah nur bizarre Schatten, die sich kaum merklich vom Hintergrund der Nacht abhoben, und natürlich den verdammten Nebel.

Er mußte es wagen.

Je länger er hier oben auf der Ladefläche blieb, desto mehr konnte sich der Killer einfallen lassen. Der Teufel mußte irgendwo dort unten sein. Gleich, nachdem er Andrew umgebracht hatte, mußte er sich wieder zurückgezogen haben. Vielleicht konnte er ihn, Buddy Bovera, sehen, wie er auf der Ladefläche herumgeisterte, und jetzt wartete er nur drauf, daß er ihn genauso erledigen konnte wie Andrew Woolwarth…

Buddy Boveras Nackenhärchen stellten sich auf. Die Muskelstränge an seinen Oberarmen zuckten. Er war auf der Hut. Er würde sich nicht so einfach erledigen lassen…

Er ging in die Hocke, stützte sich mit der linken Hand ab und sprang hinaus. Geschmeidig federte er auf und stieß sich wieder ab, seitwärts weg. Wuchtig krachte er in den Dreck, stieß sich sein Schienbein an einer verrosteten Kanne, die scheppernd davonflog.

»Verdammt…«, knirschte Buddy Bovera.

Aber er war nicht angegriffen worden.

Schlangengleich huschte er davon, zum Fahrerhaus des Lasters.

Noch immer kein Anzeichen, daß außer ihm noch jemand in der Nähe war. Dort, wo er sich das Bein angeschlagen hatte, spürte er

etwas Feuchtes. Er blutete. Aber das war zu verschmerzen.

Leise! Nur kein Geräusch machen! Buddy Bovera schwitzte, obwohl ein eisiger Wind über die Halde fächelte. Unruhig wogte das Nebelmeer über den Boden. In der Ferne grummelte verhaltener Donner. Immer wieder leuchtete es auf, daß die Tannen wie wuchtige Burgzinnen erschienen, die die Halde umgrenzten. Bald würde das Gewitter losbrechen.

Ein Käuzchen schrie.

Weit hallte der schaurige Ruf über die Müllkippe.

Der Gestank hatte auf Buddy Boveras Zunge einen Belag gebildet; wenigstens glaubte er das, denn anders war der gallebittere Geschmack nicht zu erklären, der in seinem Mund war.

Fiebernd jagten sich die Gedanken hinter seiner Stirn, während er durch die Nacht tastete. Er mußte von hier wegkommen. Alles andere war zweitrangig. Wie er Andrew Woolwarths Tod erklären sollte, daß wußte er auch nicht. Die Wahrheit jedenfalls würde ihm kein Aas glauben.

Und dann waren da auch noch die Fässer mit dem giftigen Müll.

Abfälle, zum Teil leicht radioaktiv. Und auch Hunde- und Katzenkadaver. Mit den Tieren waren Hormonexperimente durchgeführt worden. Alles war im Namen der Wissenschaft und des Fortschritts geschehen. Und diese Abfälle mußten nun heimlich beseitigt werden, um Kosten zu sparen. Er kapierte das nicht, aber es war nicht sein Bier, wie gesagt.

Buddy Bovera atmete auf, als sich seine Hand auf den Türgriff des Lasters legte.

Er wollte leben!

So behutsam wie möglich öffnete er die Tür und zog sie auf. Immer wieder sah er sich um.

Dann war die Tür offen. Buddy Bovera wollte sich schon hochziehen und hinter das Lenkrad fallen lassen, als es geschah!

Alles ging irrsinnig schnell!

Er sah den unförmigen Schatten über sich im Fahrerhaus aufwachsen, sah blitzende Fänge, die auf ihn herunterzuckten, gewaltige Pranken, einen massigen, dicht behaarten Schädel…

Dann nichts mehr!

Er hatte sich blitzartig herumgeschwungen! Der Schatten fegte an ihm vorbei! Ein grollendes Brüllen wurde laut. Dann folgte der Aufprall des monströsen Körpers.

Buddy Bovera wurde vom Grauen geschüttelt. Er handelte wie eine Maschine, stieß sich ab, katapultierte sich ins Fahrerhaus, seine Rechte packte das Lenkrad, die Linke löste die Handbremse. Gang rein! Gas!

Der Laster zog brüllend an!

Die Tür pendelte hin und her! Nachtluft fauchte herein.

Buddy Bovera war es gleichgültig. Die Fässer auf der Ladefläche rumpelten und polterten durcheinander. Dann gingen sie über Bord.

Buddy preßte die Zähne zusammen, als er an Andrew Woolwarth dachte, aber jetzt ging es um sein Leben!

Das Ding, das ihn angegriffen hatte, war zweifellos hinter ihm her…

Buddy sah in den Rückspiegel, dann in den Außenspiegel.

Die Nacht war wie eine dunkle Mauer!

Da krachte es neben Buddy Bovera! Eine Klauenhand erschien an der Türverstrebung, dann der über und über mit struppigem Fell bewachsene Körper…

Buddy trat nach dem Ungeheuer!

Genauso gut hätte er versuchen können, den Tower zum Einsturz zu bringen!

Das Monster brüllte und zwängte sich weiter vor. Die Krallen scharrten über das Metall. Der struppige, stinkende Körper drängte sich vor. Riesengroße Augen glühten in einem alles verzehrenden Feuer. Sie lagen unter hornig vorspringenden Wülsten. Himmel, so ein Ding durfte es doch gar nicht geben!

Eine Pranke blitzte heran!

Buddy riß seinen Kopf zur Seite, dennoch wurde er getroffen.

Am Hals!

Ein greller Schmerz schoß durch seinen Schädel. Er schrie. Und verriß das Lenkrad. Der Laster schlingerte und tanzte über den ausgefahrenen Weg. Links kam rasend schnell ein großer Müllberg herangeschossen. Buddy schrie immer noch, nur noch halb bei Sinnen, gelang es ihm, das Lenkrad wieder herumzureißen!

Der Laster donnerte an rostigen Autowracks, Eisschränken, Metallträgern vorbei, Metall kreischte auf Metall, Funken flogen, wie ein Spielball wurde der Siebentonner hin und her geworfen.

Aber Buddy Bovera schaffte es, ihn in der Spur zu halten.

Und das Monster war verschwunden! Wie ein Alptraum!

Die Tür schlug auf und zu, ohne richtig einzurasten. Buddy grapschte danach und zog sie ins Schloß.

Vor seinen Augen waberten jetzt rote Nebel. Naß lief es über seinen Hals, hinter den Hemdkragen und weiter. Blut! Die Bestie hatte ihn erwischt!

»Guter Gott…«, flüsterte Buddy Bovera. Er zog den Laster herum, Richtung Ausgang, das Tor wurde vom stärker werdenden Wind gebeutelt, quietschend schwang es hin und her.

Darauf achtete Buddy Bovera nicht. Mit Vollgas raste er durch.

Das Tor wurde aus den Angeln gefetzt. Glas splitterte. Metall verformte sich.

Vor Buddys Augen verschwamm alles. Die Nacht wurde noch

schwärzer, der Nebel, der auch hier wogte und wirbelte wie ein riesiges Leichentuch, faserte auseinander und hoch – und wechselte wie ein Chamäleon seine Farben… grau … blau … dann blutrot!

Buddy knirschte die Zähne aufeinander. Er mußte durchhalten.

Wenn er schlappmachte, dann…

Ob das Monster noch hinter ihm her war?

Gehetzt sah er zurück. Das Ergebnis war das gleiche wie vorhin…

Vielleicht hatte es sich auf die Ladefläche ziehen können?

Dem Ding traute Buddy Bovera plötzlich alles zu.

Er schaltete das Abblendlicht ein. Die Lichtfinger zerschnitten Nebel und Dunkelheit. Das Farbenspiel des Nebels hörte auf. Jetzt war er wieder weiß-grau, wie ein Leichentuch.

Buddy Bovera drückte seine linke Hand auf die Halswunde. Unaufhörlich sickerte das Blut aus der großen Wunde. Seltsam, er spürte gar keine Schmerzen. Nur seine Kehle war so verdammt trocken.

Und in seinem Schädel breitete sich ein dumpfes Gefühl aus.

Gleichgültigkeit.

Der Lastwagen rumpelte mit einer Irrsinnsgeschwindigkeit über den Waldweg. Es krachte und knirschte, als würde er in den nächsten paar Sekunden auseinanderfliegen. Buddy Bovera achtete nicht darauf. Er wollte nichts als dem Alptraum entfliehen, der wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel über ihn gekommen war.

Nichts war mehr wie früher nach dieser Nacht.

Wenn er sie überhaupt lebend überstand!

Alles wurde zu einem Brei. Seine Gedanken, das Lärmen des überdrehten Motors. Er fuhr, fuhr, fuhr… Verrückt tanzte der Lichtstrahl. Büsche, Bäume, Moosteppiche, Efeu, das sich an schlanken, dunkelverfärbten Stämmen emporrankte … Tausend Momenteindrücke, die er doch gar nicht wahrnahm.

Ganz langsam kamen auch die Schmerzen. Sie waren nicht allzu schlimm; der Schock übertünchte sie. Klatschnaß war seine Hand, die er noch immer verbissen auf die Wunde preßte.

Das Blut strömte darunter hervor.

Und damit sein Leben…

Buddy Bovera begann zu ahnen, daß er dem Tod nicht mehr von der Schippe springen konnte. Es war hart. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte noch so viel vorgehabt…

Er wollte nicht sterben. Oder wenigstens nicht hier, wo das Monster lauerte…

Er mußte die Menschen warnen…

Der Gedanke gab ihm neue Kraft. Buddy Bovera riß seine Augenlider auf, die zwei, drei Herzschläge lang zugefallen gewesen waren.

Der Siebentonner schleuderte in eine Kurve. Buddy schaffte es wie

durch ein Wunder, ihn vom Ausbrechen abzuhalten und wieder auf Kurs zu bringen, automatisch tippte er die Bremse an, schaltete, das Getriebe krachte, der Wagen ruckte und bockte. Dann lief der Weg wieder schnurgeradeaus, und Buddy schaltete wieder hoch und gab auch wieder Gas. Er mußte sich beeilen. Er hatte nicht mehr viel Zeit. Vor ihm wurde es zwischen den Bäumen eine Spur heller. Die Überlandstraße, die nach rechts weg nach Grewburry, und nach links weg nach London führte…

Er raste darauf zu!

Er mußte bremsen!

Buddy Boveras Kopf schlug hin und her. Tränen rannen über seine Wangen. *Bremsen!* schrie alles in ihm. Aber das Schwächegefühl war stärker! Übermächtig! Bleischwer wie eine Wagenladung saß es in seinem Schädel und drückte ihm schier die Augen aus den Höhlen.

Die Hand, die er auf die sprudelnde Halswunde gedrückt hatte, fiel haltlos herunter. Buddy keuchte.

Mit der ganzen Kraft, die noch in ihm steckte, kämpfte er gegen die Schwäche an, die alles auslöschen wollte!

Er packte es nicht!

Sein Fuß rutschte vom Bremspedal weg!

Stoßweise brach die Luft aus Buddy Boveras weit aufgerissenem Mund, gleich darauf wurde sie wieder röchelnd eingesogen. Seine Lungen brannten teuflisch. Buddy Boveras Oberkörper kippte nach vorn, ganz langsam, im Zeitlupentempo.

Die Hupe dröhnte. Der Motor stampfte und wummerte. Die Räder des Siebentonners sangen über den Waldweg, der Wagen rumpelte und polterte geradeaus weiter, denn mit seinem Oberkörper hielt Buddy Bovera das Lenkrad gerade.

Es war eine Höllenfahrt! Im wahrsten Sinne des Wortes! Denn von diesem Augenblick an hatte Buddy Bovera noch genau fünfzehn Sekunden zu leben.

Unsichtbar saß der Tod neben ihm und schwang grausam kichernd seine Sense. Buddy Bovera würde nicht allein sterben…

***

Romano Tozzis gute Laune war ansteckend.

Sein Fahrstil hoffentlich nicht. Vor lauter Begeisterung sah Tozzi nämlich viel zu oft zu Mike Hunter hinüber, der ziemlich bleich auf dem Beifahrersitz saß und wie gebannt auf die Straße hinausstarrte.

Einem schwarzen Band gleich spulte sie sich unter ihnen weg. Nebel lag darüber. Links und rechts wischten Bäume vorbei.

»Sie haben es geschafft, Mr. Hunter, Sie haben es buchstäblich im Handstreich geschafft!« sagte Tozzi zum x-ten Mal und schlug mit der flachen Rechten aufs Lenkrad. »Wer hätte das gedacht? Zwei

Expertenkommissionen haben sich an den Dickköpfen die Zähne ausgebissen, und Sie kommen, und alles ist klar. Ein mittelprächtiges Wunder, ehrlich, Mr. Hunter.«

»Na, na«, schwächte Mike ab, ohne seinen Blick abzuwenden.

Wenn schon Romano Tozzi, der General-Manager des milliardenschweren King-Konzerns, mit seinen Gedanken ganz woanders war, dann wollte wenigstens er auf die Straße achten. Einsam und trostlos lag sie in der Nacht. Außer ihnen war niemand unterwegs.

»Ach, Sie sind einfach zu bescheiden!« meinte Tozzi störrisch.

»Wenn Sie nicht mit den richtigen Argumenten aufgewartet hätten, dann hätten die selbstgefälligen Stadtväter von Grewburry eben eine konventionelle Kläranlage bauen lassen. Und nach dem faulen Ei, das sie in Form der Müllkippe in den Wald gesetzt haben, und das jetzt förmlich zum Himmel stinkt, wäre das dann der zweite dicke Hammer, den sie sich geleistet hätten. Auf Kosten der Bevölkerung. Damals wollten sie nämlich auch nicht auf die Experten hören, die ihnen empfohlen haben, ihren Dreck in das nur zehn Meilen entfernte Domex zu bringen. Dort gibt es ein Müllheizkraftwerk.«

»Das Modell der Kläranlage, das ich beschrieben habe, existiert seit einem Jahr in Amerika, in Hercules. Und es funktioniert. Eine Kette biologischer Prozesse reinigt die Abwässer gründlicher, mit einem geringeren Aufwand an Energie und Raum und – vor allem – Geld. Das hat den Ausschlag gegeben, seien wir doch ehrlich.« Mike wischte sich eine widerspenstige Haarsträhne aus der Stirn. Natürlich stand er voll und ganz hinter der Sache, die er mehrere Stunden lang dem Stadtrat von Grewburry nahezubringen versucht hatte – glücklicherweise mit Erfolg. Der King-Konzern hatte den Auftrag bekommen, eine alternative Kläranlage nach dem Hercules-Modell zu bauen.

Tozzi räusperte sich. »Das Geld, natürlich hat das den Ausschlag gegeben. Und daß wir die Sache billiger machen als die Konkurrenz. Aber daß Sie diese Argumente ins Spiel gebracht und den Herren vom Stadtrat unter die Nase gerieben haben, das war ganz schön clever von Ihnen.«

»Man muß die Burschen mit ihren eigenen Waffen schlagen. Unsere Umwelt ist heute schon ramponiert genug. Man muß endlich mit dem Umdenken anfangen. Diese Wasserkläranlage ist ein erster Schritt. Gut, der King-Konzern verdient weniger daran, aber verdammt, das ist doch unwichtig. Hier geht es nicht um Profit allein, sondern um viel Wichtigeres.« Mike hatte sich richtig in Wut geredet. Wenn er daran dachte, daß heute alles nur noch unter dem Gesichtspunkt der Rentabilität gesehen wurde, dann wurde ihm ganz anders. Die Erde war nun mal kein Ausverkauf-Supermarkt. Die Rohstoffe nicht

unbegrenzt. Schon heute sagten führende Wissenschaftler für die allernächste Zukunft eine Wasserknappheit voraus.

Und trotzdem wurden Flüsse und Meere munter weiter verschmutzt. Verrückt war das. So sah er das, und er war entschlossen, dafür einzustehen mit den Mitteln, die ihm blieben. Damona King war da mit ihm völlig einer Meinung. Der King-Konzern war potentiell genug, um hier als Wegbereiter zu fungieren. Vielleicht dachten einige Leute in den Teppichetagen anderer Konzerne darüber nach.

Romano Tozzis Freude hatte sich zwar noch immer nicht gelegt, aber er schien jetzt so ziemlich an das gleiche zu denken wie Mike Hunter, und das hatte eine steile Falte über seiner Nase entstehen lassen.

Mike lehnte sich bequemer in den Sitz und dachte an Angenehmeres.

An Damona King.

Mittlerweile mußte sie schon von ihrem Griechenland-Trip zurück sein, hoffentlich mit lauter guten Nachrichten. Sie hatte dort ja die Sehenden Wächter in ihrem Felsenkloster Yor-Marathaar besucht, und wahrscheinlich hatte sie ihren Aufenthalt genützt und Tag und Nacht mit ihnen diskutiert.

Und sie würde nun das Hexenherz tragen, das sie sich erobert hatte.

Mike Hunter war gespannt, wie sich dieses geheimnisvolle Relikt im Kampf gegen die Schwarzblütler bewähren würde.

Sie brauchten eine Waffe, denn die Dämonen wurden immer mächtiger, ihre Angriffe immer raffinierter. Damona und er kämpften – genaugenommen – mit bloßen Fäusten gegen eine Riesenübermacht. Die Luger, die geweihte Silberkugeln verschoß, reichte kaum richtig aus.

Unwillkürlich tastete Mike nach der Schulterhalfter, aber die hatte er im Handschuhfach gelassen. Auf einer wissenschaftlichen Abschlußkonferenz trug man keine Waffe.

Na ja, bis London war es ja nicht mehr weit. Und Mike hoffte, daß in dieser Nacht nichts passieren würde, wozu er die Waffe brauchte.

Er freute sich auf Damona und ein paar Stunden Privatleben mit ihr. Sie hatten sich eine Woche lang nicht gesehen, da hatte man sich schließlich eine Menge zu erzählen. Unter anderem.

Er grinste und fühlte sich jetzt auch so rundherum wohl. Außerdem freute er sich auf das Gesicht, das Damona machen würde, wenn sie ihn sah. Er hatte Harry Coleman nämlich ausrichten lassen, daß er erst morgen aus Grewburry zurückkommen würde.

Tozzi sah wieder zu ihm her. »Jetzt gefallen Sie mir schon besser, Mr. Hunter«, sagte er. »Miß King?«

»Kennen Sie einen hübscheren Grund, wie ein Honigkuchenpferd zu strahlen?«

Romano Tozzi, von dem böse Zungen behaupteten, er sei ausschließlich mit dem King-Konzern verheiratet, schüttelte milde

lächelnd seinen Kopf. »Keinen, Mr. Hunter.«
»Na also.«
Tozzi fuhr weiterhin mit Bleisohle, als wolle er damit seine Worte unter Beweis stellen und Mike Hunter so schnell wie möglich nach London zurückbringen.
Mike fragte sich, ob er nicht besser den Mund gehalten hätte. Besser, ein bißchen zu spät in London und bei Damona, als nie.
Mike wollte es dem General-Manager sagen.
Er kam nicht mehr dazu.
Lichtfinger stachen durch die Nacht. Tozzi zischte einen Fluch, dann sauste der Lotus Europa, der wie eine Rakete von hinten herangezischt war, auch schon an ihnen vorbei.
Der Lotus-Fahrer ordnete sich wieder auf der linken Fahrspur ein.
Das niedere Geschoß zog davon. Der Abstand vergrößerte sich unablässig. Der Rover hatte da keine Chance, obwohl Tozzi gewiß nicht langsam fuhr.
Aber der Lotus Europa kam nicht weit! Mike Hunter sah das Unglück kommen!
Ein großer Schatten brach plötzlich aus einer kleinen Waldstraße hervor! Ein Lastwagen!
Der Fahrer mußte verrückt sein, mit einem derartigen Wahnsinnstempo auf die Überlandstraße einzubiegen!
Im nächsten Augenblick krachte es!

***

Der Lotus-Fahrer war verloren!
Bremsen kreischten! Reifen radierten über den Asphalt, den der Nebel glitschig machte! Zu spät! Viel zu spät? Wie ein übergroßes Geschoß rammte der Lotus unter den Lastwagen, Metall krachte gegen Metall, Glas zersplitterte, Scherben flogen in hohem Bogen davon. Die Motorhaube des Lotus wurde weggefetzt!
Und noch immer hielt der Lkw nicht an! Er schleifte den Lotus mit sich, quer über die Straße!
Dann krachte es ein zweites Mal. Der Lastwagen wurde von zwei großen Tannen gestoppt.
Noch immer wummerte der Lkw-Motor überlaut!
Als würde der Fahrer immer noch Gas geben!
Mike Hunter sah die Unfallstelle heranschießen. Selten in seinem Leben hatte er sich so hilflos ausgeliefert gefühlt…
Aber Romano Tozzi bewies, daß seine Reflexe trotz seiner Begeisterung okay waren, und daß er den Rover unter Kontrolle hatte. Er legte eine Vollbremsung hin. Vier Yards vor den ineinander verkeilten Fahrzeugen kam der Wagen zum Stehen.
»Warum schaltet er den Motor nicht ab, verdammt?« zischte Mike

Hunter zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch. Er meinte den Lkw-Fahrer.

Dann stand der Rover. Mike hieb auf die Los-Taste des Sicherheitsgurtes, packte den Feuerlöscher und war schon draußen. Tozzi folgte ihm mit dem Warndreieck.

Es knisterte und knackte.

Mike Hunter überquerte die Straße und rannte zu der Unfallstelle hin. Er wußte, daß es sein Tod sein konnte. Wenn Benzin ausgelaufen war und sich entzündete, dann brach hier ein Inferno los.

Trotzdem zögerte er nicht. Vielleicht war den Insassen des Lotus noch zu helfen. Um den Lkw-Fahrer wollte er sich nachher kümmern. Dem war wahrscheinlich nichts passiert.

Tozzi schrie etwas.

Mike hörte nicht hin.

Der Lotus war kaum mehr als solcher zu erkennen. Eine zertrümmerte, verdrehte, zusammengeschobene Metallmasse. Überall lagen Glassplitter. Etwas abseits Metallfetzen.

Mike versuchte verzweifelt, die Fahrertür aufzubekommen. Sie war verkeilt. Aber der Fahrer schien noch zu leben. Mike hörte ein Stöhnen. Aber er konnte nicht ins Innere sehen.

Er zerknirschte einen Fluch. Gehetzt blickte er sich um. Tozzi stellte das Warndreieck auf. Die Warnblinkanlage des Rovers war schon eingeschaltet.

»Tozzi!« brüllte Mike.

Der General-Manager kam angerannt. Mike Hunter versprühte währenddessen den Schaum, um zu verhindern, daß sich das Benzin entzündete. Die weiße Masse quoll wie Sahne heraus.

Dann war Tozzi da. Sein Gesicht war teigigbleich, aber der Schock hielt sich in Grenzen.

»Packen Sie mit an«, herrschte ihn Mike an.

Gemeinsam zogen und zerrten sie an der Tür. Metall kreischte. Ein Ruck. Dann gab es zögernd nach.

»Weiter! Noch einmal! Los!«

Der Schweiß stand Mike auf der Stirn. Er konzentrierte sich voll auf seine Hände, hart sprangen die Muskeln vor, die Fingerspitzen hatte er in den kleinen Spalt gekrallt, der sich aufgetan hatte. Sie begannen zu bluten. Mike und Tozzi zerrten wie besessen weiter. Die Tür bewegte sich wieder. In dem Wrack war jetzt alles still. War der Fahrer gestorben?

Mike mußte flüchtig daran denken, daß er und Tozzi in den Lastwagen gerast wären, wenn der Lotus nicht mit einer derartigen Wahnsinnsgeschwindigkeit überholt hätte…

Da krachte die Tür endlich auf.

Im Innenraum herrschte Chaos. Nichts war mehr dort, wo es hätte

sein sollen, aber das war zu erwarten gewesen. Dann sahen sie den Fahrer. Er hing vornübergebeugt. Sein Schädel war gegen die Frontscheibe gedonnert worden, da der Mann nicht angegurtet gewesen war.

Der Mann war tot.

Überall Blut.

Grausam.

Aber wer hatte dann vorhin gestöhnt?

Mike beugte sich vor. Auf dem Beifahrersitz kauerte ein Mädchen, die Augen weit aufgerissen, aber sie sah ihn dennoch nicht, der Wahnsinn hatte sie mit einem silbrigen Schimmer überzogen.

»Ganz ruhig, Kleine! Wir helfen dir!« stieß Mike hastig hervor. Behutsam zog er den toten Fahrer aus dem Lotus. Romano Tozzi half ihm, nahm ihm die Leiche ab. Dann kroch Mike in das Wrack und griff nach dem Mädchen. Sie war jung, höchstens 17 Jahre alt. Glücklicherweise war sie angegurtet gewesen, so hatte sie den Unfall lebend überstanden. Neben und über ihr war der Wagen völlig zerfetzt und eingedrückt. Sie aber schien unverletzt. Sie mußte einen sehr großzügigen Schutzengel haben.

Als Mike Hunter nach ihr greifen wollte, schlug sie plötzlich wie von Sinnen nach ihm.

Mike machte kurzen Prozeß. Er versetzte ihr eine Ohrfeige; das half – sie fiel plötzlich regelrecht in sich zusammen. War völlig lethargisch. Mike konnte den Gurt lösen und das Girl herausziehen.

Sie war ganz leicht.

»Geben Sie her, Mr. Hunter«, sagte Tozzi.

Sie schufteten wie Berserker, dann hatten sie auch das Mädchen endlich im Freien. Das Metall knisterte heimtückisch. Irgendwo plitschte Benzin zu Boden. Fehlte nur der berühmte Funke…

Und der Lkw-Motor röhrte immer noch.

Tozzi nahm das Mädchen behutsam hoch, nachdem Mike Hunter sie kurz untersucht und festgestellt hatte, daß sie nichts gebrochen hatte.

»Ich kümmere mich um den Lastwagenfahrer«, keuchte Mike und war schon wieder unterwegs. Ein Kribbeln war auf seinem Rückgrat.

Tozzi trug das Mädchen zum Rover.

Mike aber hatte das Fahrerhaus erreicht. Der Lotus hatte den Lkw seitlich auf die Hörner genommen. Die Fahrerkabine war trotz des Zusammenpralls mit den Bäumen ziemlich unversehrt. Nicht einmal die Frontscheibe war zu Bruch gegangen.

Mike zog sich auf des Trittbrett und riß die Wagentür auf.

»Sie sind ja wohl völlig…« herrschte er los, aber er kam nicht weiter.

Der Lastwagenfahrer kippte ihm entgegen!

Mike wurde völlig überrascht. Der Bursche war ein Bulle von einem Mann, sein Gewicht riß ihn zu Boden.

Wie eine Puppe, nur viel schwerer, so kam der Fahrer auf Mike Hunter zu liegen.

Der ist stockbesoffen, dachte Mike und schob und zerrte sich frei, dann wälzte er den Körper von sich. Wie eine weggeworfenen Puppe blieb der Mann liegen. Mike kam auf die Füße. So langsam kapierte er, daß da etwas nicht stimmte.

»He, Mister«, murmelte er, obwohl bereits eine böse Ahnung in ihm schwelte.

Seine Hände waren naß.

Naß vom Blut des Mannes!

Mike beugte sich über den Reglosen. Seine Muskeln spannten sich an.

Dann sah er die gräßliche Wunde, die im Hals des Lkw-Fahrers klaffte, und aus der noch immer Blut pumpte…

***

Der Mann war tot!

Aber die Halswunde, die ihn das Leben gekostet hatte, stammte bestimmt nicht von dem Unfall!

Von was dann?

Konnte es sein, daß der Mann in eine Schlägerei verwickelt und auf der Flucht gewesen war?

Mike richtete sich ganz langsam auf und starrte zu dem dunklen Waldweg hin, aus dem der Lastwagen hervorgeschossen war.

Was war in dem Wald geschehen? Was hatte der Mann dort um diese Zeit zu suchen gehabt?

Eine Antwort auf diese Frage würde er nicht bekommen, wenigstens jetzt nicht, aber Mikes Entschluß, dieser Sache auf den Grund zu gehen, stand bereits fest. Er bettete den Leichnam neben dem großen Rad des Lkw nieder und jagte zu Romano Tozzi hinüber.

Die grausige Halswunde, wie von scharfen Klauen geschlagen, ging ihm nicht aus dem Sinn.

»Die Polizei von Grewburry ist bereits unterwegs«, empfing Romano Tozzi ihn ernst und deutete mit dem Kopf zum Autotelefon hin.

»Und das Mädchen?« fragte Mike knapp zurück, noch immer in seinen Gedanken um den toten Lkw-Fahrer verstrickt.

»Hat mehr Glück als Verstand gehabt«, meinte Tozzi. Seine Stimme zitterte ein bißchen. »Keine Verletzungen, nichts. Gott sei Dank.«

Der General-Manager des King-Konzerns hatte das apathische Mädchen auf den Rücksitz des Rovers gebettet. Sie war ganz still, starrte nur zum Wagenhimmel hinauf. Ihre kleinen Fäuste öffneten und schlossen sich unruhig.

»Was war mit dem Fahrer?«

Mike Hunter informierte Romano Tozzi in drei Sätzen über das Schicksal des Mannes. Seine Vermutungen behielt er für sich. Aber

gerade diese Vermutungen sorgten dafür, daß die Unruhe in ihm wuchs. Mike Hunter fühlte sich beobachtet, er versuchte, es zu ignorieren, sagte sich, daß es nur eine Reaktion seiner überreizten Nerven war. Der Tag war lang und anstrengend gewesen. Und zum Abschluß jetzt auch noch der Unfall. Zwei Tote.

Trotzdem. Die Halswunde des Lkw-Fahrers geisterte weiterhin vor seinem inneren Auge herum.

Romano Tozzi schwieg und hing ebenfalls seinen Gedanken nach.

Von seiner guten Laune war nichts mehr zu merken. Düster war das Gesicht des Italieners.

Schweigend standen sie nebeneinander am Rover. Mike rauchte eine Zigarette. Der Rauch schmeckte schal und weckte Brechreiz, so schnippte er die Kippe fort.

Die Minuten vergingen. Mike sah immer öfter zu der dunklen Wand des Waldes hinüber, dort, wo der Waldweg wie eine Höhle in die Verdammnis begann.

Irgendwo auf diesem Weg mußte sich das Schicksal des Lkw-Fahrers erfüllt haben. Dort mußte er verwundet worden sein. Mit letzter Kraft hatte er sich in den Wagen geworfen und hatte Gas gegeben.

Er war nicht weit gekommen, der Tod war schneller gewesen…

Mike konnte die Szene fast plastisch vor sich sehen.

Ein VW brauste vorbei. Der Fahrer hatte die Warnzeichen glücklicherweise gesehen. Wie ein Spuk verschwand der Wagen in der Nacht.

Dichter wogte der Nebel über dem Boden. Schlierig, wie ein feines Gewebe, tanzte er.

Mike fröstelte.

Dann zuckte er leicht zusammen. Ein Schatten! Drüben, bei dem Lkw!

Dort, wo der tote Fahrer lag!

Mike Hunter wollte starten, dann überlegte er es sich anders. Er beugte sich in den Rover und holte seine Schulterhalfter mit der Luger aus dem Handschuhfach.

Sein Instinkt sagte ihm, daß es aus der ungetrübten Wiedersehensfeier mit Damona nichts werden würde.

Er steckte bereits wieder mitten drin in einem Horror-Fall.

Als er sich wieder aufrichtete, sagte Romano Tozzi: »Die Polizei. Endlich.«

Mike Hunter sah noch einmal zum Lastwagen hinüber, aber dort war wieder alles ruhig und wie erstarrt. Die Stille, die seit dem jähen Absterben des Motors herrschte, fiel Mike Hunter mit einem Mal mächtig auf die Nerven.

Irgendwie war er auch froh, daß die Beamten so schnell gekommen waren.

Das Polizeiauto hielt direkt hinter dem Rover. Das Blinklicht zuckte und warf geisterhaftes Licht auf Romano Tozzis hageres Gesicht.

Auch ließ der zuckende blaue Schein die Schatten der Nacht lebendig wirken. Zwischen den Stämmen und im Gebüsch glaubte Mike Hunter huschende Bewegungen zu sehen. Irgendwo knackte ein morscher Ast, als sei jemand daraufgetreten.

Die beiden Beamten stiegen aus dem Streifenwagen. Höflich grüßten sie, und Mike Hunter antwortete abwesend. Romano Tozzi übernahm das Reden. Mike achtete wie gebannt auf die Umgebung.

Immer drängender wurde das Gefühl, daß etwas um sie herum vorging…

»Ihren Ausweis bitte, Mr. Hunter«, bat ihn einer der Beamten, ein junger, bleich, übernächtigt, Ringe unter den Augen. Das strohblonde Haar fiel ihm weit in die Stirn.

Mike reichte dem Mann seine Papiere. »Wollen Sie sich nicht lieber den Toten ansehen?« fragte er. »Irgend etwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Wir…«

Der junge Beamte unterbrach ihn. »Was getan werden muß, wird von uns veranlaßt werden, Mr. Hunter. Zerbrechen Sie sich nicht unseren Kopf.«

»Hören Sie, junger Freund…«

Der Beamte sah ihn starr und abweisend an. »Wenn Sie es darauf abgesehen haben, sich mit mir anzulegen, dann lassen Sie sich gesagt sein, daß sie auf jeden Fall den kürzeren ziehen werden.«

Das war nun doch ein dicker Hund.

Mike schluckte.

Aber es nützte nichts. Ihm platzte der Kragen. Das Gehabe des Beamten ging ihm einfach gegen den Strich. »Das werden wir doch sehen, Kleiner! Dort drüben liegt ein Toter, dem die halbe Kehle herausgefetzt worden ist! Und die Wunde ist nicht auf den Unfall zurückzuführen… Ich will Ihnen verdammt noch mal verständlich machen, daß der Mörder des Fahrers, der logischerweise auch für diesen Unfall verantwortlich ist, irgendwo dort drüben im Wald stecken muß!«

Der Beamte verzog ärgerlich sein Gesicht und öffnete den Mund.

Mike wischte jeden Einwand von vornherein mit einer wilden, ungeduldigen Handbewegung weg. »Jetzt rede ich, und Sie hören gefälligst zu! – Mr. Tozzi und ich, wir haben abgewartet, bis sie hier waren, okay, aber jetzt meine ich, daß wir keine Zeit mehr verlieren sollten!«

Der Beamte musterte ihn geringschätzig. »Ich verstehe schon. Sie haben plötzlich Ihren Mut entdeckt, nicht wahr? Alles ist ja so einfach, wenn die Polizei da ist! Vielleicht gelangt man sogar in die Klatschspalte der Zeitungen – als Held, als Draufgänger… Ich werde

Ihnen sagen, was jetzt passiert: Mein Kollege und ich werden diese Unfallstelle sichern, wir werden uns die Opfer ansehen, und inzwischen dürfte dann auch der Krankenwagen eintreffen. Sie aber werden hübsch brav an meiner Seite bleiben und sich zur Verfügung halten. Und wenn ich und mein Kollege es für richtig halten, dann – und erst dann – werden wir uns um ihren Mörder kümmern.«

Mike Hunter gab es auf.

Er nickte, machte eine wegwerfende Geste und verfluchte im stillen sämtliche von sich selbst eingenommenen Polizeibeamten. Aber er war auch selbstkritisch.

Vielleicht gab es für alles eine ganz normale und logische Erklärung…

Er glaubte es zwar nicht, aber er wollte es glauben.

Der Kollege des jungen Beamten, ein mittelgroßer, wuchtiger Mann, der in seinem Trenchcoat beinahe wie ein Monument wirkte, hatte mit Romano Tozzi alles besprochen. Die beiden Männer schritten zu den beiden Unfallwagen hinüber.

Der junge Beamte und Mike Hunter folgten ihnen.

Hinter ihnen wurde die Sirene des Krankenwagens laut. Mike sah nicht zurück.

Das böse Gefühl in seinem Magen hatte sich verdichtet. Jetzt saß da ein regelrechter Knoten.

Und zu recht, wie sich ein paar Sekundenbruchteile später herausstellte, denn die Leiche des Lkw-Fahrers war verschwunden!

***

Sie verhielt sich ganz ruhig, und die Zeit schien stillzustehen.

Überlaut hämmerte ihr Herz. Es tat richtig weh.

Aber Shirley Forster achtete nicht darauf. Sie lebte, sie hatte diesen schrecklichen Unfall lebend überstanden. Das Krachen und Knirschen, mit dem der Lotus in den Lastwagen gerammt war, glaubte sie noch immer zu hören. Sie würde es vielleicht nie wieder aus ihrem Kopf bekommen. Der Mann, der sie von der Straße aufgelesen und mitgenommen hatte, war tot, sie wußte es. Sein Todesschrei war fürchterlich gewesen.

Shirley Forster hörte Türen schlagen, dann Stimmen. Die beiden Männer, die sie aus dem Wrack geborgen und hierher, auf den Rücksitz des großen Wagens gelegt hatten, unterhielten sich mit zwei anderen Männern.

Polizei!

Shirley Forster machte sich so klein wir möglich.

Sie dachte an Mrs. Warringer und an das Heim; beiden hatte sie durch ihre Flucht entkommen wollen. Mrs. Warringer haßte sie, mehr als einmal hatte sie sie geschlagen. Und ihre Mahlzeiten hatte sie in

den letzten drei Monaten nicht mehr mit den anderen einnehmen dürfen. Sie hatte immer allein auf ihrem Zimmer essen müssen.

Und sie wußte auch, warum.

Mrs. Warringer wollte sie buchstäblich von den anderen isolieren.

Sie gehörte ja auch nicht zu ihnen. Die Eltern der anderen waren reich; und sie – sie hatte nicht einmal mehr Eltern. Ihr Vormund bezahlte Mrs. Warringers Rechnungen immer erst nach der dritten Mahnung. Letzte Woche hatte ihr Mrs. Warringer gedroht, sie hinauszuwerfen und in ein Waisenheim zu geben.

Davor hatte sie panische Angst. Sie hatte ihre Freundinnen davon erzählen hören. Natürlich hatten die es wiederum von anderen Mädchen gehört… Aber es mußte dort schlimm sein.

Sie war so jung, gerade erst 15 Jahre alt geworden, auch wenn sie älter aussah. Sie wollte nicht in dieses Waisenheim, und in Mrs. Warringers Heim wollte sie erst recht nicht bleiben.

Sie war abgehauen.

Als der freundliche junge Mann sie mitgenommen und ihr versprochen hatte, sie nach London zu bringen, da hatte sie schon geglaubt, alles geschafft zu haben.

In London wohnte ein Junge, der früher auch in Mrs. Warringers Heim gewesen war.

Tim. Er war schon 18, seine Eltern hatten ihn aus dem Heim geholt und wieder zu sich genommen. Zu ihm wollte sie. Er würde ihr helfen, er würde sie nicht im Stich lassen.

An all das dachte Shirley Forster in diesen Augenblicken, in denen sie die Männerstimmen hörte und doch nicht verstand, was sie redeten.

Sie mußte fliehen. Sicher hatte Mrs. Warringer die Polizei von ihrer Flucht verständigt, und wenn die Polizisten sie sahen, dann brachten sie sie in das Heim zurück, und dann würde alles nur noch viel schlimmer werden…

Vorsichtig richtete sich Shirley Forster auf.

Die Männer gingen zu den beiden Wagen hinüber. Sie glaubte, den Leichnam des Mannes, der sie nach London mitnehmen wollte, neben dem Lotus liegen zu sehen, und ihre Kehle wurde eng.

Jetzt erst kamen die Tränen.

Sie konnte sie nicht zurückhalten.

Schniefend setzte sie sich auf. Keiner der Männer sah zurück. Die Sirene des Krankenwagens näherte sich. Sie hatte nicht mehr viel Zeit.

Shirley Forster blickte sich hastig um. Der hohe Kastenwagen brauste mit Blinklicht heran.

»Ich will nicht zurück«, hauchte sie. Ihr Entschluß stand fest, obwohl sie Angst vor dem dunklen Wald hatte. Sie würde sie überwinden. Bis zum Morgengrauen war es ja auch nicht mehr so weit.

Schnell glitt Shirley Forster zur Tür hinüber. Sie war nur angelehnt.

Sie drückte sie auf. Draußen war es empfindlich kalt. Sie zog die dünne Jeans-Jacke vor ihrer Brust zusammen. Darunter trug sie nur eine Baumwollbluse. Dazu die verwaschenen Jeans und Turnschuhe.

Sie hatte nichts aus dem Heim mitgenommen, denn alles hätte sie an diese schlimme Zeit erinnert. Wenn nur ihr Dad und ihre Mom nicht gestorben wären…

Auch bei einem Unfall. Wie sie heute abend beinahe.

Die Tränen flossen stärker. Shirley Forster wischte sie weg und riß sich dann zusammen.

Geduckt schlich sie von dem schnittigen Wagen weg. Das blaue Signallicht des Polizeiautos leuchtete ihr ein paar Yards weit. Die Schatten im Wald schienen unruhig zu werden, aber das war nur Einbildung; das zuckende Blaulicht sorgte dafür.

Mit einem letzten Blick auf die Männer, die inzwischen den Lkw und den Lotus erreicht hatten, tauchte Shirley Forster in den dunklen Wald ein.

Blindlings hetzte Shirley Forster los…

***

Damona King lümmelte sich auf das Fensterbrett, starrte auf die King's Road hinunter, die sich fünfzehn Stockwerke tiefer durch London schlängelte, und wartete darauf, daß das Kaffeewasser endlich durch die Kaffeemaschine geröchelt war.

Das Wasser ließ sich Zeit.

Und sie war müde. Allein der Gedanke sorgte dafür, daß sie wieder gähnen mußte. Damona streckte sich. Draußen präsentierte sich die Nacht von ihrer schlechtesten Seite: stockfinster und abweisend.

Tief schwebten die Wolken über der Stadt; der Wind blies von der Themse her. Es würde regnen, bloß wann, das stand noch nicht fest.

Das Wetter hier in London hatte nicht umsonst den Ruf, das launischste der Welt zu sein. Nun, sollte es.

Das Röcheln verstummte mit einem schmatzenden Laut.

Der Kaffee war fertig.

Damona glitt vom Sims und ging zu der Einbauküche hinüber, die in dem kleinen, mit gemütlichen Ledermöbeln eingerichteten Raum neben ihrem Büro untergebracht war. Es duftete herrlich nach dem heißen Kaffee. Und nach den Rosen, die Mike für sie gekauft hatte.

Auf einem kleinen Kärtchen waren nur drei Worte gestanden: *Love you, Mike!*

Derartige kleine Aufmerksamkeiten zauberte er andauernd aus dem Hut, und sie revanchierte sich entsprechend. Beide hatten sie Spaß daran. Damona schenkte sich eine Tasse voll und trank in kleinen Schlucken. Sie konnte sich einfach nicht so recht entschließen, zu Bett zu gehen. Im Hotel Claridge's, das nur zwei Straßen entfernt lag, hatte

der King-Konzern auf Dauer ein geräumiges Apartment im dritten Stock für sie angemietet. Aber dorthin wollte sie heute abend nicht mehr. Mike hatte ihr zwar durch Harry Coleman ausrichten lassen, er käme erst morgen, aber Harry hatte ihr augenzwinkernd gesagt, daß sie das nicht so ernst nehmen sollte. Im Klartext hieß das, daß Mike Hunter heute noch kam. Und wie sie ihn kannte, kam er dann zuerst in den Betrieb. In seinem Büro hatte sie Pläne einer neuartigen Abwasser-Kläranlage gefunden. Dazu stapelweise Fachliteratur. Mike war in die vollen gegangen, während sie in Griechenland gewesen war.

Der Kaffee wirkte. Ihr wurde heiß, ein angenehmes Gefühl, daß sich von ihrem Magen ausgehend ausbreitete. Und mit der Wärme kamen auch ihre Lebensgeister wieder. Während des Fluges Athen –London hatte sie genug Zeit gehabt, auszuspannen.

Sie überlegte, ob sie nicht in Grewburry anrufen sollte. Mike hatte sich in einer kleinen Pension eingemietet, die Telefonnummer hatte sie.

Damona ging mit der Kaffeetasse in ihr Büro hinüber und ließ sich in den Ledersessel fallen. Ihre Hand schwebte über dem Hörer des Telefons, als es losklingelte.

Damona erschrak, aber dann nahm sie auch schon ab.

Mike war dran!

Er hielt sich nicht mit langen Vorreden auf, sondern kam gleich zur Sache. Typisch Mike.

»Uff«, machte er, »bin ich froh, daß du da bist, Damona. Du mußt kommen, sofort.«

Und sie hatte sich auf ein normales Wiedersehen mit Mike Hunter gefreut; aber das war jetzt unwichtig geworden. Mikes Stimme klang so drängend und gehetzt, und damit war klar, daß er Ärger hatte. Und keinen geringen.

Damona schaltete augenblicklich um. Plötzlich war es, als wären sie keinen einzigen Tag getrennt gewesen. In Situationen wie dieser zeigte sich, was für ein gut aufeinander eingespieltes Team sie und Mike waren. Sie verstanden sich auch ohne Floskeln.

»Wohin soll ich kommen – und was ist passiert?« wollte sie wissen.

Mike atmete hörbar auf. Dann erzählte er ihr, was vorgefallen war, und daß er vermutete, daß ein Dämon – wahrscheinlich ein Werwolf – mitmischte. Auch beschrieb er die Stelle genau, wo das alles passiert war. Er hielt seinen Bericht so knapp wie möglich, ließ aber auch nichts aus.

»Das war's«, schloß er eine Spur zu leger.

»Das war's nicht«, widersprach Damona trocken. »Normalerweise wärst du doch jetzt bereits hinter dem Biest her!«

»Normalerweise«, brummte Mike unwillig, »normalerweise habe ich

auch keinen Ärger mit der Polizei. Tozzi und ich sind auf Eis gelegt. Wir mußten mit auf die Polizeiwache nach Grewburry kommen und dort unsere Aussage zu Protokoll geben. Ich durfte zudem noch einen Intelligenztest mitmachen. Die Polizisten hier glauben nämlich nicht an Werwölfe. Und Leute, die das tun, und sie auch noch entsprechend überzeugen wollen, sind ihnen verdächtig. Damona, ich bin ganz sicher, daß sich die Bestie noch im Grewburry-Wald herumtreibt. Das wollte ich den Burschen klarmachen. Erfolglos. Leider. Also…« Er brach seufzend ab.

»… also hast du dich mit den Herren Polizisten angelegt«, vervollständigte sie seinen Satz.

»Und wie.«

Damona nickte. »Natürlich.«

»Jetzt fang' du bloß nicht auch noch damit an. Tozzi hat mir schon genug Vorhaltungen über taktische Ruhe und dergleichen gemacht. Aber der junge Polizist ist einfach zu weit gegangen, alles braucht man sich ja schließlich nicht gefallen zu lassen. Der wollte mich doch glatt für die verschwundene Leiche des Lkw-Fahrers verantwortlich machen, stell dir das mal vor. Und abgesehen davon…«

»Das Mädchen ist doch ebenfalls verschwunden«, unterbrach Damona.

»Eben. Ob freiwillig oder unfreiwillig, das steht in den Sternen…«

»Komische Sache, das.«

»Auf jeden Fall schwebt sie in tödlicher Gefahr. Vielleicht ist sie auch schon tot.«

»Aber die Bestie konnte doch unmöglich an zwei Stellen gleichzeitig zuschlagen«, bremste ihn Damona. »Warum suchen die Polizisten nicht nach ihr?«

»Die glauben uns nicht einmal, daß es dieses Mädchen gibt.« Mike atmete tief durch. »Naja, wer an Werwölfe glaubt, der ist ja wahrscheinlich auch sonst nicht so ganz richtig im Kopf.«

»Hör auf damit, Mike. Du weißt, daß die Beamten nichts dafür können.«

Mike brauste auf. »Und ob die etwas dafür können. Die sind ganz einfach mit ihren Vorschriften dermaßen vernagelt, daß sie nicht mehr…«

Im Hintergrund war ein scharfer Zwischenruf zu hören.

»Ich muß Schluß machen, Damona. Die Geduld der personifizierten Staatsgewalt ist erschöpft.«

»Ich breche sofort auf, Mike«, versprach Damona. »Kann ich noch irgend etwas für dich tun? Du weißt, ich habe genügend Verbindungen…«

»Kümmere dich um das Mädchen und den Werwolf. Mit der Situation hier werde ich schon irgendwie fertig. Der Bürgermeister von

Grewburry ist benachrichtigt, er hat versprochen zu kommen. Er wird mich schon herauspauken, beruhigend, nicht? Sobald ich hier raus bin, komme ich auch zu der Unfallstelle hoch. Und du schaust dich mittlerweile schon einmal um. Auch auf der Müllkippe. Abgesehen davon stinkt nämlich an der ganzen Sache noch einiges ganz gewaltig. Was wollte der Lkw-Fahrer nachts im Wald? Und so weiter. Aber das Wichtigste ist jetzt, daß du das Mädchen findest – lebend. Damona, es ist noch ein halbes Kind, höchstens siebzehn.«

»Drück' die Daumen.«

»Tu' ich doch, Damona. – Und noch etwas: Paß auf dich auf, hörst du?«

»Versprochen, Mike.« Damona lächelte, hauchte Mike Hunter einen Kuß durch die Telefonleitung und legte auf.

Die Kaffeetasse hatte sie schon vor ein paar Sekunden weggestellt.

Der Kaffee hätte ihr jetzt ohnehin nicht mehr geschmeckt.

Jede Sekunde war plötzlich unbezahlbar.

Der Zugzwang war wieder da. Die teuflischen Horden schliefen nie.

Damona nahm die Schulterhalfter mit der Luger und gurtete sie um. Dann warf sie sich die Wildlederjacke über die Schulter, kramte in ihrer Schreibtischschublade herum, fand die starke Stabtaschenlampe, nickte und steckte sie hinter den Gürtel.

Sie verließ das Büro.

Der Duft von Mikes Rosen hatte sie noch immer in der Nase, als sie zwei Minuten später in ihren Porsche stieg und losbrauste.

Es begann tröpfelnd zu regnen.

***

Der nächtliche Anrufer hatte nur ein paar Sätze in die Muschel geflüstert und dann wieder aufgelegt.

»Frank, du mußt etwas tun. Deine Abfallbeseitigung wird auffliegen. Spätestens morgen! Buddy Bovera ist tot – jedenfalls deutet alles darauf hin. Seine Leiche ist verschwunden. Und Andrew ist ebenfalls weg. Ich kann jetzt nicht mehr reden. Später mehr. Sieht böse aus.«

Das hatte genügt, um Frank Bixby aktiv werden zu lassen.

Er wußte, daß sich da niemand einen Scherz mit ihm erlaubte. Das war ernst. Nicht umsonst zahlte er Monat für Monat horrende Summen Schmiergeld, damit er gewisse Informationen bekam, die man normalerweise eben nicht bekam.

Frank Bixby starrte den Telefonhörer eine Sekunde lang an, dann legte er ihn ganz behutsam auf.

Seine Frau Jill warf ihm einen beunruhigten Blick zu. »Ärger, Frankie?«

Er haßte es, daß sie ihn Frankie nannte, und das wußte sie auch, aber dennoch ließ sie es nicht bleiben. Jill liebte es, ihn mit derartigen

Kleinigkeiten zu reizen. Da sie das Argument des reichen Vaters auf ihrer Seite hatte, schwieg er – und ließ sich dafür bezahlen.

Mit dem Geld seines Schwiegervaters hatte er seine Firma saniert und ausgebaut, und jetzt liefen die Geschäfte prima; fünf Jahre hatte er dafür aber auch wie ein Kuli geschuftet. Das Institut genoß einen einwandfreien Ruf.

Einen schwarzen Fleck durfte es da nicht geben.

Genau das aber würde der Fall sein, wenn die Art von Abfallbeseitigung herauskam, die er Buddy Bovera und Andrew Woolwarth seit einigen Jahren für sich hatte vornehmen lassen. Die Müllkippe im Wald außerhalb Grewburrys war dafür bestens geeignet gewesen. Ein billiger Lagerplatz für seinen Müll.

Daß es ein ganz besonders gefährlicher, hochgiftiger Müll war, das interessierte ihn nur zweitrangig.

Er mußte sparen, wo es nur ging.

Das tat er. Und er fand es nur legal. Den mittleren Betrieben wurde von Staats wegen schließlich nichts geschenkt.

Frank Bixby durchquerte das luxuriös eingerichtete Wohnzimmer, ohne seiner Frau auch nur einen Blick zu schenken. Er ignorierte sie einfach. Das war seine Art der Rache.

»Frank!« rief sie ihm hinterher.

Er zog seine Windjacke an, dann erst schlüpfte er in die Lederslipper.

»Wo gehst du denn noch hin? Es ist schon spät? Draußen regnet es!«

Er blieb konsequent. Ohne ein Wort zu sagen, ging er in den Raum, in dem er gelegentlich zu Hause noch Akten aufarbeitete, eine Arbeit, zu der er im Institut selten kam, weil da genügend andere Dinge anfielen, die stets dringender erledigt werden mußten.

Jill kam ihm nach.

Sollte sie. Frank Bixby verzog sein Gesicht. Er nahm die Walther PPK aus der Lade und steckte sie ein, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die Waffe geladen war.

Jill stand hinter ihm in der Türöffnung. Mit großen Augen starrte sie ihn an. Vielleicht ahnte sie, daß etwas Entscheidendes geschehen war. Sie wirkte schmuddelig, trotz ihres teueren seidenen Hauskleides. Ihre brünetten Haare waren auf Lockenwickler gespannt. Auf den Wangen trug sie eine weiße Pflegecreme.

Frank Bixby empfand nichts als Verachtung für Jill. Er hatte sie geheiratet, weil sie Geld hatte. Liebe – das Wort war ihm fremd, wenigstens, was seine Frau betraf. Aber mit dem Geld, das er durch sie hatte, konnte er sich genügend hübsche junge Freundinnen leisten.

Was wollte man mehr?

Er blockte die Gedanken ab, drängte seine Frau beiseite, nahm seinen Hut und ging. Er verließ das Haus einfach, zog die Tür hinter sich ins Schloß und lief zu der Garage hinüber.

Jill würde jetzt wieder weinen. Und morgen würde sie noch eine Spur bissiger, gereizter zu ihm sein.

Egal.

Erst einmal mußte er auf der Grewburry-Müllhalde nach dem Rechten sehen. Sein V-Mann bei der Polizei würde schon dafür gesorgt haben, daß sich dort oben jetzt niemand mehr herumtrieb; Frank Bixby setzte das voraus, da ihn der Beamte sonst nicht angerufen hätte.

Mit einem rollenden Geräusch glitt das Kipptor hoch. Frank Bixby marschierte zu seinem funkelnagelneuen Mercedes 450 SL, zog die Tür auf und fuhr rückwärts aus der Garage.

Am Wohnzimmerfenster sah er die Silhouette seiner Frau.

Sie sah ihm nach.

Er kurbelte am Lenkrad, dann fuhr er den breiten, tanngesäumten Kiesweg entlang. Das schmiedeeiserne Tor, das die Zufahrt zu dem parkähnlichen Grundstück versperrte, öffnete sich auf einen Knopfdruck hin.

Bixby drückte die Taste am Armaturenbrett ein zweites Mal, und das Tor schloß sich wieder hinter ihm.

Der Regen fiel in schrägen Bahnen vom Himmel. Die Scheibenwischer surrten hin und her.

Frank Bixby fuhr zügig. Bis nach Grewburry waren es nur fünfzehn Minuten Fahrt. Die Müllkippe lag außerhalb, etwa eine halbe Meile oberhalb der Stadt, im Wald.

Frank Bixby steckte sich eine Zigarette an und überlegte, ob er nicht doch besser Jake Philipps an seiner Stelle hätte losjagen sollen.

Aber Jake war ein primitiver Bursche. Der begriff möglicherweise gar nicht, worum es ging. Nein, hier mußte er nach dem Rechten sehen, höchstpersönlich.

Er war gespannt, was schiefgegangen war. Buddy Bovera tot? Wie mochte er gestorben sein? Und Andrew Woolwarth?

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, aber er achtete nicht darauf.

Ein tödlicher Fehler.

***

Er war eine Bestie!

Halb Mensch, halb Monster!

Allein die Gier nach immer mehr Nahrung beherrschte und leitete ihn. Anfangs hatte er sich mit den Resten begnügt, die er auf der Müllkippe gefunden hatte. Er hatte sie hinuntergeschlungen und sich versteckt gehalten.

Aber sein Hunger war immer größer geworden, so wie auch er gewachsen war.

Wie und wann er entstanden war, das wußte er nicht. Es interessierte

ihn auch nicht. Eines Tages war er sich seiner Existenz und seines Hungers bewußt gewesen und ausgezogen auf der Suche nach Nahrung. Im Schutze der Dunkelheit hatte er die Dreckhalden durchwühlt. Vor den Zweibeinern, die tagsüber mit ihren lärmenden Maschinen dort herumwimmelten, hatte er sich anfangs gefürchtet; jetzt aber wußte er, daß sie ihm nicht ebenbürtig waren. Er war stärker, viel stärker. Sie mußten ihn fürchten.

Aber er war trotzdem schlau genug, sich niemals offen zu zeigen.

Er hielt sich im Hinterhalt. Sein teuflischer Instinkt riet es ihm.

Dann, eines Nachts, waren die Männer mit jenen seltsamen Behältnissen gekommen. Sie glichen jenen Behältnissen, in denen er aufgewachsen und seine erste Nahrung gefunden hatte. Die Zweibeiner vergruben sie, und er hatte sie dabei beobachtet. Auch er vergrub seine Beute, um sie später, wenn sie reif war zum Verzehr, wieder auszugraben.

Sofort hatte er daran denken müssen. Durch sein unterirdisches Tunnelsystem, das sich unter der gesamten Anlage der Müllkippe erstreckte, hatte er sich an die Stellen herangearbeitet, an der die Fässer liegen mußten.

Die Witterung war dieselbe wie in seinem Ursprungsnest.

Er hatte sie geöffnet und es nicht bereut. Die Fässer enthielten Nahrung. Tierkadaver.

Gierig hatte er sich darüber hergemacht. Er war stärker geworden.

Und der Hunger nach Fleisch immer größer. Die Beute, die die Zweibeiner in den Fässern vergruben, reichte ihm nicht mehr aus, obwohl die Zweibeiner sehr oft kamen.

Er jagte im Wald kleinere Tiere und fraß sie roh. Das blutige Fleisch hatte ihm nicht sonderlich geschmeckt. Also vergrub er es.

Wenn er es wieder ausgrub, dann mundete es.

Der Hunger wurde schlimmer, wühlender. Er machte ihn schier verrückt. Und so zog er wieder auf Jagd aus.

Zuerst aber hatte er die Umgebung seines Nestgeländes erkundet.

Früher hatte er das Gelände, das unter dem angenehmen dumpfen Odem von Fäulnis und Moder lag, nie verlassen. Außerhalb war die Luft schlecht, zu klar, zu rein, sie schmerzte ihn. Nur in seinem Nest und in den Heimstatt-Gängen fühlte er sich richtig wohl. In der Tiefe…

Aber der Hunger war immer wütender geworden.

So war er auf seinen Streifzügen immer weiter ausgezogen, Nacht für Nacht.

Hin und wieder hatte er sich sogar zu den Behausungen der Zweibeiner hinuntergewagt.

Niemand war ihm begegnet.

Er begann, die Gewohnheiten der Zweibeiner zu begreifen. Sie

fürchteten die Nacht. Sie würden auch ihn fürchten.

Sie waren schwach!

Sie waren Beute!

Und Beute, das mußte er machen, viel Beute. Der Hunger zwang ihn dazu. Außerdem die Larven. Sie mußten versorgt werden. Sein Instinkt befahl es. In der Tiefe, in zwei Seitennestern, wuchsen sie heran. Bald würde er nicht mehr allein sein. Bald würde er Gefährten haben, die mit ihm zur Jagd auszogen.

Das Giftmüll-Monstrum verhielt plötzlich regungslos. Ein Schatten in der Nacht. Eine feine, kaum spürbare Witterung schlug in seine breiten, abgeflachten Nüstern.

Ein Zweibeiner!

Weit entfernt noch, doch nicht zu weit. Im Wald. Hektik, Angst, Schweiß schwangen in der Witterung mit.

Unschlüssig starrte der Unheimliche in das Dunkel, das zwischen den Stämmen nistete. Es regnete. Doch kaum einer der schweren Tropfen fand seinen Weg auf den Waldboden herunter. Der Humus duftete eindringlich. Unwillig grollte der Giftmüll-Teufel. Für ihn stank es hier fürchterlich. Er sehnte sich nach seiner Heimstatt, in die er die Beute bringen wollte.

Aber da war noch immer die Witterung.

Eindringlicher jetzt, verlockender…

Leichte Beute.

Es war eine gute Nacht. Er hatte bereits reiche Beute gemacht. Gut.

So war das gut. Er würde noch einmal ausziehen… Nachher. Erst wollte er die Beute in Sicherheit bringen.

Das Monstrum setzte sich wieder in Bewegung.

Die Leiche Buddy Boveras schleifte es hinter sich her…

***

Ein unwirkliches Säuseln und Rauschen und Wispern umgab sie.

Stockdunkel war der Wald.

Alles bekam eine gespenstische Bedeutung.

Shirley Forster schluchzte, aber sie hielt nicht an, weiter rannte sie, immer weiter, immer tiefer in diesen unheimlichen Wald hinein.

Sie war sensibel. Sie spürte, daß eine Bedrohung von der Schwärze ausging, die überall um sie her war. Das Rauschen der Tannen erschien ihr wie eine Warnung, umzukehren…

Aber sie konnte nicht. Sie wollte nicht ins Heim zurück.

Dann wollte sie schon lieber sterben…

Der Boden federte unter ihren Füßen. Wie ein Teppich, der über einen Teich gelegt war. Knochentrockene Äste und Zweige, die den Boden bedeckten, brachen knackend unter ihren Schuhen. Tannenwedel peitschten in ihr Gesicht und zerkratzten es. Sie hielt

ihre Hände schützend hoch, aber das nützte nur wenig. Es war wie ein Spießrutenlauf. Sie drängte sich durch den Wald; immer dichter standen die Tannen, ihre Wedel schlugen förmlich auf sie ein.

Ein unerträgliches Stechen breitete sich in Shirley Forsters Lungen aus, sie bekam kaum mehr genug Luft. Wild hämmerte ihr Herz.

Die Flucht durch den finsteren Wald kostete sie sämtliche Kraftreserven. Zuerst der schreckliche Unfall, und jetzt das hier…

Dabei wußte sie nicht einmal, wohin sie rannte.

Und vielleicht wurde sie ja auch gar nicht verfolgt…

Aber sie nahm es an. Sicher hatten die Männer inzwischen ihre Flucht bemerkt. Sie würden nach ihr suchen, denn daß sie sich einfach abgesetzt hatte, das war auf jeden Fall verdächtig.

Shirley Forster rannte noch schneller, sie holte das letzte aus sich heraus, obwohl sie genau wußte, wie gefährlich das war. Aber sie schaffte es immer wieder, in letzter Sekunde auszuweichen, wenn eine Luftwurzel oder ein Baum oder ein besonders verfilztes Gestrüpp wie hingezaubert vor ihr auftauchte. Sie kam gut voran, so bildete sie sich wenigstens ein. In Wirklichkeit war ihr Rennen kaum noch mehr als ein kraftloses Vorantaumeln.

Es war still im Wald. Kein Vogelruf war zu hören, nichts. Nur ihre stampfenden Schritte, ihr keuchender Atem, das Brechen von Ästen, das Geräusch, das entstand, wenn sie die Tannenwedel in fliegender Hast beiseite wischte.

Irgendwann konnte sie nicht mehr weiter.

Torkelnd kam sie zum Stehen und ließ sich einfach fallen. Moos überzog weich den Boden; es war feucht vom Tau. Winzige silberne Perlen glitzerten darin. Shirley Forster wunderte sich, daß sie die Nässe sehen konnte. Durch das Gewirr der Äste und Zweige über ihr fielen ein paar spärliche Lichtstreifen. Der Nachthimmel war kaum mehr als ein verwaschener Schemen in der alles beherrschenden Schwärze des Waldes, aber wenigstens standen einige ferne Sterne dort oben.

Dann erst spürte sie den Regen, der ebenfalls durch das Loch im Dach des Waldes heruntersprühte.

Shirley Forster blieb trotzdem liegen, sie wälzte sich auf den Rücken, streckte ihre Arme aus und lauschte auf ihren hektischen Herzschlag. Der Schweiß rann ihr in Strömen über Gesicht und Rücken. Die Kühle, die vom Waldboden in sie einsickerte, tat irgendwie gut, sie wirkte belebend.

Shirley Forster lauschte. Ganz weit weg glaubte sie ein Motorengeräusch zu hören…

Sie hielt den Atem an. Es sprengte ihr die Brust. Aber alles war wieder still. Sie mußte sich getäuscht haben.

Dann hörte sie das Quietschen. Als würde eine Tür in rostigen

Scharnieren bewegt…

Ein eisiger Schauer rann über ihren Rücken.

Plötzlich verspannten sich alle ihre Muskeln, daß es schmerzte.

Ruckartig setzte sich Shirley Forster wieder auf. Was war das gewesen?

Ihr Atem hatte sich beruhigt. Auch fühlte sie sich wieder kräftig genug, daß sie weitergehen konnte. Sie rappelte sich hoch und blickte sich ängstlich um. Schon vorher war ihr der Wald unheimlich vorgekommen, aber jetzt glaubte sie die Drohung, die von überall her strahlte, regelrecht spüren zu können.

Sie lief wieder los.

Orientieren konnte sie sich sowieso nicht, also rannte sie in die Richtung weiter, die sie vorhin eingeschlagen gehabt hatte. Hoffentlich lief sie nicht im Kreis!

Das Quietschen ging ihr nicht aus dem Sinn.

Manchmal glaubte sie jetzt auch, Schritte – schleichende Schritte – hinter sich zu hören!

Aus tausend unsichtbaren Augen heraus schien sie beobachtet zu werden!

Sie weinte nicht mehr. Jetzt kannte sie nur noch ein Ziel: aus diesem Wald herauszukommen. Sie lernte, was Todesangst ist. Noch vor ein paar Minuten – oder waren es schon Stunden? – hatte sie geglaubt, keine Angst vor dem Sterben zu haben. Was sie in ihrem bisherigen Leben mitgemacht hatte, das war beileibe nicht schön gewesen, aber jetzt merkte sie, daß sie doch trotz allem am Leben hing.

Sie wollte nicht sterben!

Wieder fuhr der Wind in die Kronen, Regentropfen gischteten herunter.

Es prasselte im Unterholz.

Knarrend rieben sich zwei besonders dicht beieinander stehende Stämme aneinander.

Shirley Forster hetzte weiter. Sie achtete überhaupt nicht mehr darauf, wo sie hinlief. Auch war es ihr jetzt egal, daß die Tannenwedel in ihr Gesicht schlugen und es zerkratzten und blutig rissen. Sie stürzte gegen borkige, harzige Stämme, stieß sich ab, jagte weiter, stolperte, fiel, kam wieder auf die Füße und hetzte weiter. Ihr war gleichzeitig heiß und kalt. Die Todesangst schnürte ihr die Kehle zu, machte sie zu einem Automaten, der nur noch lief, lief, lief…

Sie schnappte nach Luft, aber wagte nicht mehr, anzuhalten.

Sie wurde verfolgt…

Sie waren hinter ihr her, und sie waren keine Menschen…

Diese Gedanken hämmerten in ihrem Sinn. Sie wollte sie nicht beachten, sagte sich, daß sie sich alles nur einredete, daß sie ganz einfach durchdrehte, es nützte jedoch nichts. Die Geschehnisse, die

hinter ihr lagen, waren zuviel für sie gewesen. Die Flucht aus dem Heim, das tagelange Herumirren, dann der Unfall, jetzt diese Flucht…

Wie ein feuriger Kreis drehten sich die Gedanken in ihrem Kopf.

Der Wind heulte und orgelte. Die Tannen bogen sich unter seiner Wucht. Es rauschte und raschelte. Der Regen wurde stärker. Überall tropfte er jetzt auf den Boden herunter. Shirley Forster wurde innerhalb weniger Sekunden bis auf die Haut durchnäßt. Sie zitterte. Ihre Zähne klapperten wie im Fieber aufeinander. Die Natur ringsum war aufgewühlt.

Es donnerte. Blitze zuckten, und ihr gleißendes Licht zerriß auch immer wieder die Düsternis des Waldes. In dem flackernden, zuckenden Licht hetzte sie weiter.

Und plötzlich stürzte sie!

Sie hatte eine knorrige Wurzel übersehen, die wie eine Menschenhand hochragte!

Ein brennender Schmerz loderte in ihrem rechten Schienbein, sie hatte das Gefühl, es sei gebrochen. Shirley Forster zerbiß den Schmerzensschrei, ihre Zähne knirschten aufeinander. Kopfüber fiel sie einen Abhang hinunter. Sie krachte in ein Gebüsch und blieb benommen liegen. Der Regen strömte auf sie herunter und überzog ihr nach oben gewandtes Gesicht mit einem schimmernden Film.

Zögernd kehrten Shirley Forsters Lebensgeister zurück.

Sie kroch aus dem Gestrüpp.

Im Flackerlicht der nächsten Blitze sah sie, daß sie nicht mehr im Wald war. Oberhalb des Abhangs, den sie hinuntergekollert war, ragte er wie eine finstere Wand auf.

Ein Wunder, daß sie sich bei dem Sturz nichts gebrochen hatte.

Auch der Schmerz in ihrem Schienbein hatte nachgelassen.

Sie schnupperte.

Ein widerlicher Modergestank herrschte trotz des strömenden Regens, der den Boden in einen gefährlichen Morast verwandelte, denn hier wuchs nur spärliches Unkraut.

Wieder verästelte sich ein Blitz und zerriß die wattigen blauschwarzen Gewitterwolken, die greifbar nahe über dem Boden zu hängen schienen.

In dem grellen Licht, das die Welt für den Bruchteil einer Sekunde überschüttete, sah sie die bizarren Konturen einer Müllkippe… Berge von Dreck und Unrat, und, nur einen halben Yard von ihr entfernt, einen mannshohen Maschendrahtzaun, der dieses Gelände begrenzte.

Shirley Forster beschloß, an diesem Zaun entlangzugehen. Irgendwann mußte sie dann ja auf eine Straße kommen, die aus dem Wald hinausführte.

Sie wischte sich den Regen aus den Augen. Wie hingeklatscht hingen ihre langen, braunen Haare auf die Schultern herunter. Einen

jämmerlichen Anblick, den sie da bot.
Wieder stolperte sie.
Ihr Atem wurde ihr aus den Lungen gefetzt.
Bleischwer lag sie auf dem aufgeweichten, schmierigen Boden.
Ihre Finger krallten sich in ein zähes Grasbüschel, sie wollte sich wieder hochquälen. Sie durfte hier nicht liegenbleiben.
Shirley Forster wälzte sich mühsam herum, ihr Gesicht streifte über den Dreck. Sie kam auf den linken Ellenbogen hoch.
Verzweifelt keuchte sie.
Sie richtete sich in eine sitzende Stellung auf.
Und da sah sie den Leichnam!
Ein Mann.
Er lag direkt vor ihr, ausgestreckt, die Arme abgewinkelt, die Hände zu Krallen verkrampft! Eine schreckliche Wunde klaffte in seinem Hals. Wie anklagend starrten sie die weit aufgerissenen Augen an, der Mund des Mannes war wie zu einem letzten grauenvollen Schrei geöffnet…

***

Shirley Forsters Nerven spielten nicht mehr mit! Ihr Verstand rastete einfach aus!
Sie kam auf die Füße, noch immer starrte sie wie gebannt auf den Toten, der vor ihr lag; der Regen strömte über sein Gesicht.
Wieder zerriß Donnergrollen, gefolgt von einem wild zuckenden Blitzschlag, die aufgewühlte Nacht!
Shirley Forster schrie nicht.
Und plötzlich zitterte sie auch nicht mehr. Das Grauen hatte sich in sie hineingefressen, sich in ihr Herz verkrallt, ihr jedes Gefühl getötet.
Rücklings, ihre Blicke wie gebannt auf den Leichnam geheftet, taumelte sie los, zuerst langsam, dann wurde sie immer schneller, bis sie sich schließlich herumwarf und wie von Furien gehetzt davonhetzte.
»Nein«, wimmerte sie. »Nein, nein, nein… Es ist nicht wahr … Es ist nicht wahr! Lieber Gott, es ist nicht wahr!«
Sie glitt aus, fiel seitwärts gegen den Maschendrahtzaun, klammerte sich daran fest, schöpfte Atem und rannte weiter.
Die Welt ertrank im Regen.
Nebel waberte über dem unsicheren, morastigen Boden.
Schauer liefen über Shirley Forsters Rücken. Wer hatte den Mann getötet? Ein Tier?
Oder –Sie wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu bringen. Weg, nur weg von diesem grauenvollen Ort.
Das Prasseln des Regens vermischte sich mit ihrem Keuchen. Laut platschten ihre Füße in den Morast. Aber sie kümmerte sich nicht

darum.

Bis Shirley Forster außer diesen Geräuschen, die sie machte, noch etwas hörte!

Andere Schritte!

Gleitende, kraftvolle Schritte!

Ihr Herz übersprang einen Schlag, heiß brach ihr der Schweiß aus allen Poren, ihre Kopfhaut spannte sich schmerzhaft an.

Die wuchtigen Schritte kamen schnell näher!

Shirley Forster wußte, daß sie in tödlicher Gefahr schwebte! Der Mörder des Mannes war hinter ihr her…

Dumpfes Grollen schlug hinter ihr her.

Shirley Forster wimmerte, aber sie dachte nicht ans Aufgeben.

Weiter rannte sie. Wie von Sinnen. Sie merkte nicht, daß sie auf einen tief eingefurchten Weg hinaustorkelte. Tief stand das Regenwasser in den Spuren, die große Lastwagenräder gegraben hatten.

Die Schritte waren jetzt ganz nahe!

Ein triumphierendes Grollen röhrte auf! Shirley Forster glaubte schon, glühendheißen Raubtierbrodem in ihrem Genick zu spüren, und sie wirbelte herum…

Hinter ihr wuchs eine riesenhafte Gestalt auf!

Groß, wuchtig, über und über mit struppigem Fell bewachsen…

Ein Kugel-Schädel mit vorspringenden Wülsten, die wild leuchtende Augen überschatteten…

Ein Monstrum!

***

Die Ungewißheit war das Schlimmste.

Frank Bixby verfluchte Rick Banner, seinen V-Mann bei der Polizei von Grewburry. Für das Geld, das der Kerl kassierte, hätte er ruhig mehr Informationen liefern können.

Vielleicht war die ganze Aufregung umsonst? Wenn Buddy Bovera und Andrew Woolwarth tatsächlich tot waren, dann konnte er sie auch nicht mehr lebendig machen, indem er in diesem verdammten Wald herumkurvte. Aber wer hatte die beiden getötet? Und warum waren die Leichen verschwunden? Wer konnte daran ein Interesse haben?

Er wußte es nicht, und das machte ihn nervös. Etwas stimmte hier nicht, und es mochte doch besser sein, wenn er sich an Ort und Stelle überzeugte, was.

Außerdem: Was war mit den Fässern geschehen? Bovera und Woolwarth hatten heute nacht eine Fuhre gemacht, das war so abgesprochen gewesen. Banner aber hatte nur etwas davon gesagt, daß seine Abfallbeseitigung morgen auffliegen würde.

Also bedeutete das, daß die Fässer irgendwo auffällig auf der Müllkippe lagen.

Weiter schlimm war das aber nicht.

Schließlich trugen die Fässer keinen Firmenaufdruck.

Und auf ihn konnte nicht einmal dann ein richtiger Verdacht fallen, wenn man die Fässer mit Bovera und Woolwarth in Verbindung brachte, was ja nur logisch war.

Die beiden waren freie Fuhrunternehmer, wie das so schön hieß.

Gut, sie arbeiteten auch für sein Institut, aber nicht ausschließlich…

Frank Bixby nagte auf seiner Lippe herum und rauchte Kette. Er war verärgert über diese Panne. Daß sie Bovera und wahrscheinlich auch Woolwarth das Leben gekostet hatte, das kümmerte ihn erst zweitrangig. Jeder war sich selbst der Nächste.

Er fuhr schneller. Die Stoßdämpfer des Mercedes wurden kräftig beansprucht. Der Waldweg war miserabel. Der Regen weichte ihn noch zusätzlich auf, so daß er mächtig aufpassen mußte, daß er nicht in den tiefen Fahrrinnen steckenblieb. Er hatte absolut keine Lust, bei diesem Hundewetter zu Fuß im Wald herumzustiefeln.

Bixby ärgerte sich auch über sich selbst. Er hätte zu Hause bleiben sollen, verdammt. Wenn er jetzt und hier gesehen wurde, dann war es aus mit dem blütenweißen Hemd. Dann gab es einen handfesten schwarzen Fleck. Denn natürlich würde er mit den Fässern und Bovera und Woolwarth in Verbindung gebracht werden. Dann war die Kette perfekt. Ja, jetzt sah er wieder klar, vorhin, als er den Anruf bekommen hatte, da hatte er sich in seiner plötzlich aufflammenden Panik zu einer Unüberlegtheit hinreißen lassen.

Zu dumm.

Immer hatte er sich über die Krimi-Gangster geärgert, die sich so einfach aus der Reserve hatten locken lassen.

Er hatte zwar einen Fehler gemacht, weil er hierhergefahren war, aber noch war dieser Fehler auszumerzen. Er würde umkehren. Auf dem schnellsten Weg. Und dann einfach abwarten, was geschah.

Wenn die Fässer entdeckt wurden… Nun gut. Sie enthielten giftige Abfallstoffe, hormonvergiftete Tierkadaver. Das wies auf ein Institut hin. Aber auch in Grewburry selbst gab es zwei wissenschaftliche Institute, die mit Hormonen experimentierten. Ihm konnte nichts bewiesen werden.

Das gab den Ausschlag.

Frank Bixby hielt nach einer Stelle Ausschau, an der er umdrehen konnte. Vielleicht war Jill ein Problem, vielleicht würde sie aussagen, daß er heute abend weggefahren war, aber er würde sie entsprechend präparieren, daß sie den Mund hielt. Das würde ihm nicht sonderlich schwerfallen.

Vor ihm lichtete sich der Wald. Das aufgeblendete Licht stach auf die

Müllkippe hinaus, die unter dem Wolkenbruch dampfte. Geisterhafte Nebelschleier tanzten und wogten. Die Scheibenwischer schafften es fast nicht mehr, die Sicht freizuschaufeln.

Donner röhrte. Blitze zuckten.

Ein richtiges Horror-Wetter.

Frank Bixby lächelte zynisch. Gut, da war wohl niemand unterwegs, der ihn sehen konnte.

Im Wagen war es gemütlich warm.

Ja, jetzt fühlte er sich sogar richtig wohl. Der Schock war abgeklungen. Ihm konnte keiner etwas beweisen. Zwei Tote… Er war nur gespannt, zu erfahren, wie Bovera und Woolwarth ums Leben gekommen waren. Das würde sich ja morgen spätestens herausstellen, nahm er an.

Und Banner war auf Draht. Der würde ihn umgehend informieren.

Bixby schaltete das Radio ein und tippte auf die Bremse. Tanzmusik rieselte aus den Stereoboxen, das Geprassel des Regens auf den Scheiben wurde auf ein erträgliches Maß reduziert.

Er machte eine Schneise vor dem Tor der Müllkippe aus und wollte schon das Lenkrad einschlagen und wenden.

Das Tor war förmlich aus den Angeln gefetzt.

Als wäre jemand voll Power durchgebraust.

Sofort dachte Frank Bixby an Buddy Bovera… Die Sache wurde immer mysteriöser. Jake Philipps hatte doch Anweisung gehabt, das Tor offenzuhalten.

Frank Bixby würgte alle Gedanken an den Fall ab. Er hatte nichts zu befürchten. Ihn ging das alles nichts mehr an. Punkt. Schluß.

Aus. Fertig.

Das einzige Problem, das blieb, war: Wer schaffte ihm in Zukunft den Müll vom Hals? Und wohin?

Okay, das würde sich noch herausstellen. Nichts wurde so heiß gegessen, wie es gekocht wurde.

Plötzlich zuckte Frank Bixby zusammen!

Ein Schrei!

Gedämpft! Kaum richtig zu hören über dem Lärm des Gewitters und dem Gedudel des Autoradios!

Trotzdem – Frank Bixby wußte, daß er sich nicht getäuscht hatte!

Er bremste, gleichzeitig fuhr seine linke Hand vor und drehte das Radio aus.

Der Schrei wiederholte sich!

Eine Frau schrie in höchster Todesnot!

Frank Bixby handelte automatisch, ein letzter Rest von Anstand und Ehrgefühl leiteten ihn.

Er stoppte, ließ den Motor laufen und stieg aus. Er war kein Held.

Als ihm der Regen ins Gesicht fauchte, begann er zu zittern. Dann

dachte er dran, daß es einen Augenzeugen geben würde, wenn er sich in diese Sache einmischte… Einen Zeugen, der ihn identifizieren könnte …

Trotzdem stapfte er noch ein paar Schritte weit. Die Lichtspeere des Mercedes beleuchteten seinen Weg notdürftig. Überall Schlamm und Wasser. Der Himmel hatte sämtliche Schleusentore geöffnet. Es schüttete wie bei der Sintflut.

Frank Bixby war völlig durchnäßt, sein sorgfältig geföhntes schwarzes Haar fiel ihm in die Stirn, er wischte es weg.

Im gleichen Augenblick hörte er das bösartige Grollen, die Schritte…

Dann tauchte das Mädchen drei, vier Yards neben ihm auf, sie schrie wieder.

»Hilfeee… Helfen Sie mir! Um Gottes willen, helfen Sie mir …«

Ihr geisterhaft weißes Gesicht sprang Bixby förmlich an. *Gott, sie ist so jung…*, dachte er. *Was …?*

Weiter kam er nicht mehr.

Er sah die monströse Gestalt hinter dem Mädchen auftauchen. Mit großen Sätzen hetzte das Monster hinter dem Girl her, die langen Affenarme gierig ausgestreckt, die Klauen gekrümmt und zum tödlichen Schlag bereit…

Die Kleidung des Mädchens war zerfetzt, ein Beweis dafür, daß sie sich dem Monster gerade noch einmal hatte entreißen können!

Frank Bixby starrte das Monstrum entgeistert an.

Er war unfähig, irgend etwas zu tun, obwohl alles in ihm schrie: Lauf weg! Gegen den Gegner mußt du verlieren! Lauf weg!

Das Monster hatte ihn gesehen.

Das Mädchen hastete weiter. »Bitte… Helfen Sie mir!« Sie kam direkt auf ihn zu.

Das Monstrum stoppte. Ein gefährliches Grollen brodelte aus dem weit aufgerissenen Maul. Frank Bixby sah die scharfen Reißzähne glitzern, den Geifer darüber schäumen… Die mächtigen Pranken hoben sich.

Woher kam diese Bestie?

Wie konnte so ein Monster überhaupt entstehen?

War es für Woolwarths und Boveras Verschwinden verantwortlich?

Frank Bixbys Herz hämmerte. Das Mädchen stolperte einen Yard vor ihm und fiel hin. Es klatschte, als sie in den Dreck schlug. Ihre Hände reckten sich ihm entgegen.

»Ich will nicht sterben… Bitte …«

Frank Bixby würgte. Er kreiselte herum, rannte los.

»Nein! Nicht! Lassen Sie mich doch nicht zurück…«, schrie das Mädchen voller Verzweiflung.

Das Blut rauschte in Bixbys Ohren. Er packte es nicht. Er hatte Angst! Er wollte nicht sterben. Dem Mädchen konnte er ohnehin nicht mehr

helfen…

Da trat er in das Schlammloch!

Verzweifelt ruderte Frank Bixby mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu halten, aber das gelang ihm nicht mehr. Mit einem wilden Schrei fiel er, sein Gesicht klatschte hart in den Schlamm, der Dreck drang in seinen aufgerissenen Mund. Er spuckte und würgte.

Die Angst machte ein zitterndes, schreiendes Bündel aus ihm.

»Nicht! Bleib weg!« kreischte er, als er die tapsenden Schritte hörte.

Er wälzte sich herum, wollte sich hochrappeln, zu seinem Wagen laufen, aber sein rechter Fuß war bis zum Knie hoch wie gelähmt. Er hatte sich den Knöchel gebrochen!

Und das Monster kam!

Es beachtete das Mädchen gar nicht mehr. Wahrscheinlich wußte es sich dieser Beute sicher und wollte sich jetzt zuerst ihn holen!

Jetzt trat die Bestie in den hellen Scheinwerferstrahl, in dem die Regentropfen wie Silberperlen aussahen, die an einer unsichtbaren Schnur aneinandergereiht in dichten Bahnen vom Himmel fielen.

Schlammspritzer verklumpten das zottige dunkle Fell der Bestie.

Fast menschenähnlich wirkte sie, wie ein riesiger Gorilla, nur der kugelrunde Schädel mit den Wülsten über den starr, mordlüstern glotzenden Augen störte diesen Eindruck.

Das Monster bleckte das Gebiß.

Tödliche Fänge…

Frank Bixby kroch zitternd zurück. Überlaut hörte er den Motor seines Wagens rumoren. Im gleichen Augenblick entsann er sich seiner Waffe. Seine Hand zuckte hoch.

Da katapultierte sich der Giftmüll-Teufel ab…

***

Die Unfallstelle war nicht zu verfehlen.

Einmal, weil Mike Hunter ihr den Weg dorthin astrein beschrieben hatte; zum anderen, weil die Unfallfahrzeuge noch nicht weggebracht worden waren. Das würde wahrscheinlich erst morgen früh geschehen. Die Straße aber war geräumt, Trümmer und Glasscherben sowie Benzin- und Ölflecken beseitigt. Wie bizarre Mahnmale standen die beiden Autowracks am Waldrand.

Damona King sah sie schon von weitem.

Die Scheinwerferkegel rissen sie aus der schützenden Umhüllung aus Dunkelheit, Nebel, Nässe.

Aber Damona widmete ihnen nicht einmal einen zweiten Blick.

Schräg gegenüber fand sie den Waldweg, von dem Mike gesprochen hatte, und bog ein. Zügig fuhr sie die schmale Schneise entlang. Äste und Zweige wischten über das Dach des Flitzers. Das Abblendlicht zerschnitt die neblige Dunkelheit.

Der Wald schien unter dem Wolkenbruch erstarrt. Die Bäume glänzten wie gelackt, und der Weg war ein besserer Schlammpfuhl, gefurcht, trügerisch.

Damona dachte an das Mädchen, das irgendwo in diesem Wald herumirren mußte – vorausgesetzt, es war nicht von der Bestie geholt und längst getötet worden…

Unwillkürlich fuhr Damona schneller. Der Weg schlängelte sich jetzt an wuchtigen Eichen vorbei, dahinter kamen Tannen, kleinere Birken, struppiges Gebüsch, Farne. Fast ein Dschungel. Und da sollte sie ein Mädchen finden, das über eine Stunde Vorsprung hatte.

Genau genommen ein Ding der Unmöglichkeit. Damona machte sich keine Hoffnungen, aber genausowenig wollte sie aufgeben.

Das Wort stand nämlich in ihrem Vokabular ganz hinten an.

Mit einem wuchtigen Schlag tauchte die Porsche-Schnauze nach unten weg, Brackwasser spritzte links und rechts hoch, aber der wühlte sich wieder frei. Damona King fuhr langsamer.

Allerdings nur drei, vier Sekunden.

Dann peitschte der Schuß auf!

Grell hallte er durch den stillen, regennassen Wald! Irgendwo flatterten Vögel hoch.

Der Regen schien wütender vom Himmel zu rauschen. Wind kam boshaft auf und schüttelte die Bäume und heulte und pfiff.

Damona trat das Gaspedal durch.

Der Porsche machte einen Satz nach vorn, wie ein Raubtier, das seine Beute anspringt!

Der zweite Schuß! Gleich darauf der dritte!

Damona schaltete das Fernlicht ein! Scharf konturiert wurden die Bäume aus der Nacht gefetzt, der Weg verlangte von Damona ihr ganzes fahrerisches Können. Aber ihre Reflexe waren okay, und so packte sie es. In einem Höllentempo jagte sie den Porsche durch den Wald. Dann mündete der Weg in einen breiteren.

Weiter vorn lichtete sich der Wald. Es wurde ein Spur heller. Damona drosch den dritten Gang hinein, tippte leicht auf die Bremse und zog den Porsche in die leichte Kehre…

Da sah sie die Rücklichter des Mercedes!

Sie erschrak, dennoch handelte sie instinktiv richtig.

Sie bremste leicht ab und brachte den Porsche neben den Mercedes, der mit laufendem Motor dastand, und seine Lichtstrahlen in die nebligtrübe Dunkelheit schickte.

Und dort spielte sich eine Tragödie des Grauens ab…

Ein Monster stürzte sich auf einen am Boden liegenden Mann. Ein vierter Schuß bellte auf.

Hinter dem Monster kauerte ein junges Mädchen auf dem Boden.

Das waren die Momenteindrücke, die Damona King blitzlichtartig in

sich aufnahm, dann aber war sie schon unterwegs!

In einer fliegenden Bewegung federte sie aus dem Porsche, die Luger hatte sie bereits gezogen!

Das geifernde Gebrüll der Bestie zerriß markerschütternd die vom Regen aufgewühlte Nacht!

Schon packte das Monstrum den Unglücklichen und wirbelte ihn hoch!

Der Mann schrie gellend, verzweifelt schlug er um sich, aber damit war der Bestie nicht beizukommen!

Damona war nahe genug herangekommen. Sie feuerte aus dem Laufen heraus. Dabei verriß sie die Kugel. Sie verfehlte die Bestie.

Wieder schrie das Monster!

Die heimtückisch flackernden Horror-Augen richteten sich auf Damona King!

Eiskalt überlief es sie!

Aber sie blieb ganz ruhig. Eiskalt baute sie sich in Combat-Stellung auf und zielte.

Das Monster erstarrte zur Salzsäule.

Damona drückte ab! Die geweihte Silberkugel fauchte in einem orangeroten Blitzstrahl aus dem Lauf!

Im gleichen Augenblick war das Monstrum verschwunden!

Blitzschnell war die Bestie zur Seite weggetaucht. Den Mann hatte sie achtlos weggeschleudert.

Die Silberkugel verfehlte ihr Ziel.

Aber Damona hatte ihr Ziel erreicht! Das Monstrum hatte von seinem Opfer abgelassen…

Und griff sie an!

***

Wie ein Ungewitter stürmte die Bestie heran!

Damona aber ließ nichts anbrennen! Sie warf sich herum und feuerte in die Richtung, aus der der Giftmüll-Teufel heranhetzte!

Der Schuß bellte los.

Gleichzeitig spaltete ein Blitzschlag den Himmel. Donner polterte protestierend.

In dem aufflackernden Licht sah Damona King die Bestie übergroß und rasend schnell heranfliegen! Ein langgestreckter, struppiger Schatten, ein riesiges, aufgerissenes Maul, scharfe Reißzähne, tödlich lange Pranken…

Zu einem weiteren Schuß blieb keine Zeit mehr!

Das Monstrum war unheimlich schnell!

Damona stieß sich ab, hechtete förmlich in den Wald hinein und aus den Lichtbahnen der Autoscheinwerfer.

Schemenhaft spürte sie den Giftmüll-Teufel hinter sich

vorbeiwischen. Dann kam der Aufprall. Er war hart. Sie krachte in ein dorniges Gestrüpp, verhedderte sich. Fluchend kam sie eine Sekunde später wieder frei. Blut rann aus einer Kratzwunde über ihrer rechten Wange. Damona hielt den Atem an.

Gleichzeitig wechselte sie ihren Standort.

Still.

Alles blieb still.

Eintönig rauschte der Regen vom Himmel und plitschte in tausend Fontänen auf den lehmigen Boden. Im Wald knackte und knisterte es.

Wo war die Bestie?

Damona glaubte nicht, daß sie schon aufgegeben hatte…

Die Luger schußbereit in der Rechten, machte sie ein paar Schritte, und sah die Bescherung.

Das Monster war geflohen!

Und das Mädchen hatte es mitgenommen!

***

Shirley Forster erlebte alles wie im Traum mit!

Das plötzliche Auftauchen der bildhübschen, schwarzhaarigen Frau! Ihr todesmutiges Eingreifen, mit dem sie das Monstrum auf sich aufmerksam gemacht hatte…

Die Perspektiven verwischten. Schatten kämpften in der Nacht miteinander. Schüsse bellten. Aber die konnten dem Monster nichts anhaben, sie ahnte es.

Shirley Forster atmete gepreßt. Schemenhaft sah sie den Mann, der sie so schmählich im Stich hatte lassen wollen. Die Bestie hatte ihn schlimm verletzt. Aber er hielt noch seine Pistole in der Faust.

Shirley Forster zwang sich, zu ihm hinzukriechen. Vielleicht konnte sie der Fremden helfen…

Sie schaffte die paar Yards trotz ihrer Erschöpfung in Rekordzeit.

Gierig griff sie nach der Waffe. Aber die Hand des Mannes umkrampfte sie regelrecht. Shirley Forster hörte die Geräusche des erbarmungslosen Kampfes. Sie wußte: Ihr blieb nicht mehr viel Zeit.

Mit zusammengebissenen Zähnen quetschte sie die starren Finger zurück. Dann hatte sie die Pistole befreit. Der Mann atmete nur noch schwach und rasselnd. Er bemerkte nicht einmal, was mit ihm geschah. Vielleicht war das besser für ihn.

Shirley Forster richtete sich halb auf. In ihrem Schädel rumorte es wie verrückt. Schwarze Flocken wirbelten vor ihren Augen. Brechreiz pumpte in ihrem Magen.

Grausam…

Sie sah den bizarren Schatten des Monsters auf die schwarzhaarige Frau zufliegen, doch sie wich dem wütenden Ansturm in letzter Sekunde aus. Ein geschmeidiger Sprung katapultierte sie aus dem

Gefahrenbereich der zupackenden Pranken. Sie verschwand in einem verfilzten Gestrüpp. Holz splitterte und brach.

Das Monster verfehlte sie um Haaresbreite, kam gleitend auf, wirbelte herum – und erblickte Shirley Forster.

Shirley riß den Revolver hoch und drückte ab.

Klick!

Die Waffe war leergeschossen!

Da hetzte das Monstrum auch schon auf sie zu, offenbar hatte ihm die schwarzhaarige Frau einen gehörigen Respekt eingejagt, und jetzt zog es die Bestie vor, mit der leichteren Beute zu verschwinden!

Die leichtere Beute – das war sie!

Shirley Forster kam nicht mehr dazu, zu schreien! Das Monster hatte sie erreicht, die Pranken schnellten vor, packten sie unbarmherzig und rissen sie hoch. Shirley schlug mit dem Revolver zu, und sie traf auch, aber das Monstrum schien die Schläge nicht zu spüren.

Wie ein Stoffbündel warf es sie über die massige Schulter und hetzte davon. Shirley Forster übergab sich.

Einem Phantom gleich tauchte das Monstrum in den regennassen, dampfenden Wald ein.

Shirley Forster verlor das Bewußtsein…

***

Damona King federte herum, als sie das peitschende Knacken hörte!

Zwischen den Bäumen glaubte sie für den Bruchteil einer Sekunde einen unförmigen Schatten verschwinden zu sehen!

Sie hetzte los, die Luger fest umklammert, mit ihrer Linken tastete sie nach der Stablampe; wie durch ein Wunder steckte sie noch immer hinter dem Gürtel.

Damona ärgerte sich über sich selbst.

Sie hatte eine einmalige Chance verspielt. Sie hatte das Monster vor dem Lauf ihrer Luger gehabt, und – höchstwahrscheinlich – danebengeschossen.

Oder war die Bestie sogar gegen Silberkugeln immun?

Wenn das so war, dann…

Sie erreichte die Stelle, an der sie den Schatten gesehen zu haben glaubte, und hielt an. Mit der Linken zog sie die Stablampe und knipste sie an. Der Lichtkegel fiel auf den durchweichten Boden.

Nichts. Keine Spur.

Der Waldboden war mit einem wirren Teppich aus Moos, vermodernden, feucht glänzenden Ästen und Zweigen, mit Tannennadeln und Gestrüpp übersät.

Damona sah ein, daß es so keinen Sinn hatte.

Außerdem gab es da auch noch den Mann, den die Bestie angefallen hatte.

Damona war hin- und hergerissen. Die Bestie hatte das Mädchen entführt. Sie würde es umbringen.

Damona nagte auf ihrer Lippe herum. Selten war ihr so hundeelend zumute gewesen. Aber dann kehrte sie um.

Sie würde sich zuerst um den verletzten Mann kümmern und dann die Polizei benachrichtigen. Der ganze Wald einschließlich des Geländes der Müllkippe mußte Millimeter für Millimeter abgesucht werden. Irgendwo mußte dieser verdammte Teufel doch sein Versteck haben!

Der Mann lag noch immer dort, wo er hingefallen war.

Er hatte sich nicht gerührt.

Als sie neben ihm niederkniete, sah sie ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt: Der Mann lag im Sterben. Nichts und niemand konnte ihn mehr retten.

Er schien ihre Nähe zu spüren, denn plötzlich hoben sich flatternd seine Lider. Sein Blick konzentrierte sich auf sie, seine fiebrigen Hände tasteten nach den ihren.

»… keine Polizei«, keuchte er verzweifelt.

»Ganz ruhig«, sagte Damona. Es hörte sich so trivial an, so kalt.

Aber was hätte sie ihm sonst sagen sollen?

»Keine Polizei! Ich will nicht… Ich muß weg, verschwinden. Helfen Sie mir. Bringen Sie mich heim … Man darf mich hier nicht finden – sie schöpfen sonst Verdacht. Sie erfahren sonst alles …«

Blutiger Schaum quoll über seine Lippen. »Sie sind schlau… Sie kombinieren. Wenn sie die Fässer finden und die beiden toten Fahrer, dann – dann …«

»Wer sind Sie?« Damona hatte plötzlich begriffen. Dieser Mann – er mußte irgend etwas mit dem Unfall zu tun haben, in den Mike und Romano Tozzi verwickelt worden waren. Aber warum sprach er von zwei toten Fahrern? Meinte er auch den Lotus-Fahrer? Oder hatte es noch einen zweiten Lkw-Fahrer gegeben?

»Keine Fragen stellen… Zu spät. Bringen Sie mich weg von hier …« Röchelnd ging der Atem des Sterbenden, seine Hand zitterte.

»Ich will – will hier nicht sterben. Nicht hier…«

»Warum waren Sie hier? Reden Sie, erleichtern Sie Ihr Gewissen!« drängte Damona sanft und doch unnachgiebig.

»Die Fässer… Alles wird auffliegen. Alles umsonst. Fünf Jahre Arbeit … Banner hat mich gewarnt. Deshalb bin ich losgefahren. Ein Fehler …« Plötzlich lachte der Mann. Dann hustete er. Sein Körper versteifte sich. Seine Hand klammerte sich um Damona Kings Hand.

Damona hielt sie fest.

Dann war es vorbei. Der Mann war tot, schlaff fiel er in sich zusammen, sein Griff öffnete sich.

Damona schniefte. Sie durchschaute den ganzen Fall nicht, aber es

stand für sie fest, daß das, was bisher davon zu sehen war, nur die Spitze des Eisberges war. Von was für Fässern hatte der Sterbende gesprochen?

Sie zögerte kurz, dann durchsuchte sie seine Taschen. Sie fand den Ausweis in der Jackeninnentasche.

Der Mann hieß Frank Bixby, war 38 Jahre alt und Besitzer und Leiter eines wissenschaftlichen Institutes.

Das erklärte noch immer nicht, warum er hier herumgegeistert war und eine Waffe bei sich getragen hatte.

Damona wollte sich aufrichten, als sie einen eisigen Hauch verspürte.

Jemand stand hinter ihr!

Sie handelte ohne nachzudenken, schnellte sich seitlich weg, klatschte in den Dreck, kam herum, riß die Luger schon hoch…

Und schaffte es im letzten Augenblick, nicht abzudrücken!

Mike Hunter stand vor ihr und starrte sie entgeistert an!

***

Übergangslos war sie wieder wach. Zuerst begriff sie es gar nicht.

Sie konnte es nicht fassen, daß sie noch am Leben war.

Ihr Kopf pendelte hin und her. Ihr Genick schmerzte. Die Welt stand Kopf.

Überall Finsternis und Nässe.

Allerdings ganz anders als vorhin… Als wären sie in eine andere Welt eingetaucht!

Und das waren sie wirklich!

Das Monstrum hetzte einen schmalen, niederen Höhlengang entlang! Von der Decke tropfte es herunter. Äste ragten daraus hervor, die feucht glänzten, andere waren schon ganz vermodert. Aber auch Papierfetzen, verrostete Metallteile und andere Dinge waren trotz der Düsternis einigermaßen auszumachen, während das Monstrum sie rasch dahintrug. Es schien keine Erschöpfung zu kennen.

Shirley Forster aber spürte, wie ihr Herz einen Schlag übersprang.

Der widerliche Gestank, den die Bestie verströmte, ließ sie auch wieder würgen. Die Aufregung peitschte ihr das Blut in die Schläfen.

Shirley Forster wußte plötzlich, wohin das Monster mit ihr geflüchtet war!

In ein Stollensystem unter der Müllkippe!

Wahrscheinlich befand sich hier unten auch sein Versteck, es war eigentlich nur logisch!

Shirley Forsters Muskeln spannten sich an, kurz dachte sie wieder an Gegenwehr, aber womit? Die Pistole hatte sie verloren, außerdem war sie leergeschossen gewesen oder hatte Ladehemmung gehabt.

Aber Shirley Forster glaubte zu wissen, daß diesem Monster nicht mit Kugeln beizukommen war.

Der Mann hatte auch geschossen, und er hatte auch getroffen, sie hatte die Kugeln regelrecht in den Körper der Bestie schlagen hören, aber es hatte ihr nichts ausgemacht.

Der Gang verbreiterte sich. Es war nicht mehr so feucht. Dafür aber wurde der Gestank immer schrecklicher. Shirley Forster bekam kaum mehr Luft. Vor ihren Augen zitterte alles. Jede Bewegung, die das Monster machte, pflanzte sich bis in ihr Gehirn fort, und dort explodierte sie zu grellen Schmerzen. Benommenheit breitete sich wieder in ihr aus. Irgendwie war es ihr jetzt egal. Wenn sie nur wieder ohnmächtig werden könnte. Sie wollte das Schreckliche nicht mehr miterleben. Sie war verloren, daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Die schwarzhaarige Frau, die wie ein rächender Engel aufgetaucht und den Kampf mit der Bestie aufgenommen hatte – vielleicht war sie sogar tot. Vielleicht hatte das Monster deshalb nicht nachgesetzt, sondern sich um sie gekümmert und verschleppt.

Sie konnte nicht mehr hoffen.

Die patschenden Schritte des Monsters wurden zu einem Rhythmus, der sie beinahe einschläferte. Die Lethargie wurde immer schlimmer, und wahrscheinlich war auch die grausig verpestete Luft in diesem Tunnel schuld. Hier konnte kein Mensch lange überleben. Es war das Reich dieser Bestie… Das Reich unter der Müllkippe.

Shirley Forster begann zu ahnen, wie dieses Monstrum entstanden war…

Las man in letzter Zeit nicht immer häufiger von den Gefahren, die eine verschmutzte und vergewaltigte Umwelt für den Menschen bereitstellen konnte?

Und das Gelände der Müllkippe war genau eine solche Umwelt.

Hier unten stank es fürchterlich… Und nicht nur nach Moder und Verwesung, nicht nur nach den Körperausdünstungen des Monsters

… Nein, ein anderer, schärferer, beißenderer Geruch überlagerte diesen Gestank. Als wäre Kunststoff verbrannt worden oder Säure ausgelaufen. Sie konnte es nicht einordnen, aber sie wußte, daß sie der Lösung des Rätsels sehr nahegekommen war.

Hier unten – hier unten roch es nach chemikalischen Abfällen…

Unter anderem.

Shirley Forster versuchte, die weiten Sätze des Monsters irgendwie abzuschwächen, damit ihr Kopf nicht mehr so haltlos hin- und herschlenkerte. Ihr war schwindelig. Sie schaffte es nicht. Eisern hielt die Bestie sie fest. Sie rannte durch ein weitverzweigtes Stollensystem, mal waren die Gänge höher, mal niederer, dann wieder breit und gleich darauf so schmal, daß sich die Bestie nur mit einem ärgerlichen Grollen durchzwängen konnte. Es war ein Labyrinth.

Niemand würde sie hier unten finden können.

Und aus eigener Kraft kam sie bestimmt nicht mehr hinaus.

Dann stoppte das Monstrum unvermittelt. Eine matte Helligkeit ließ Shirley Forster blinzeln. Das Monster schleuderte sie zu Boden.

Shirley überschlug sich, rollte ab und blieb halb besinnungslos liegen.

Sie hörte ein gieriges Schmatzen, und das riß sie mit der Wucht eines Peitschenschlags in die Wirklichkeit zurück. Erschrocken fuhr sie hoch.

Sie befand sich in einer Höhle. Die Decke war niedrig. Wassertropfen perlten daraus hervor. Auch hier das gleiche Bild wie vorhin in dem Höhlengang: Abfälle und Trümmerstücke bildeten Decke und Wände, ein wirres Durcheinander, bunt, bizarr, modernd, stinkend.

Das Monstrum hatte sich unweit von Shirley Forster auf den Boden gekauert, vornübergebeugt; es wandte ihr den breiten, unförmigen Rücken zu. Bucklig wirkte er, mit zahllosen Wülsten unter dem zottigen, verdreckten Fell. Der Schädel wie eine Kugel, die direkt auf die muskulösen Schultern, aus denen die affenartigen Arme wuchsen, geklatscht worden war.

Das Monster beachtete sie nicht mehr, schien sie völlig vergessen zu haben.

Und Shirley Forster sah einen Sekundenbruchteil später, warum!

Das matte Leuchten wurde von unterarmgroßen, wurmähnlichen Wesen produziert, die sich in einer mit Gras und Papier und Pappe gepolsterten Kuhle wanden und Schleim absonderten. Daneben lagen zwei mumifizierte Körper. Sie waren völlig mit weißem Schleim überzogen.

Shirley versteifte.

Rasend schnell wummerte ihr Herz. Sie sah die Mumien und die Larven, die jetzt regelrecht zu pulsieren begannen, als würden sie ihre Aufregung spüren, und sie sah das Monstrum, das die Larven aufmerksam betrachtete, die schmatzend weiteren Schleim absonderten…

Shirley Forster robbte zurück, bis die schroffe Wandung der Höhle sie stoppte, ihren Blick konnte sie nicht von dem Larvennest abwenden. Das Grauen schlug mit eisigen Pranken nach ihr.

Ihr Mund öffnete sich, sie wollte schreien, aber nur ein erbärmliches Krächzen quoll über ihre Lippen.

Da drehte sich das Monstrum um.

Shirley Forster sah in die bösartigen, schwarzen Teufelsaugen, sah den breiten Mund, der sich fast über die gesamte Gesichtsfläche des Unwesens zog und nun aufklaffte und Speichel aussonderte. Blasig tropfte er über die hornigen Lefzen.

Hinter dem Monstrum sah Shirley jetzt auch einige große, verrostete Fässer, die mit brutaler Gewalt aufgerissen worden waren.

Darin lagen Knochen.

Sie wußte nicht, ob es menschliche oder tierische Knochen waren, es war auch egal.

Immer schlimmer wurde das Grauen. In ihren Augen flackerte der beginnende Wahnsinn.

Der Gestank lag wie eine zweite Haut auf ihr, stechend, beizend, allgegenwärtig. Ihr Hals schmerzte bereits, ihre Augen brannten und tränten, ihre Haut juckte.

Sie wußte, daß sie vorhin recht gehabt hatte.

Hier unten lagerten giftige Abfälle.

Abfälle, die niemals auf eine derartige Müllkippe hätten gebracht werden dürfen.

Für sie waren Sonderdeponien eingerichtet.

Shirley Forster verzog ihr Gesicht, das Monstrum sah sie für ein paar Sekunden gar nicht mehr, denn ihr Blick war nach innen gerichtet. Wer garantierte dafür, daß es in der Tiefe unter den Sonderdeponien nicht genauso aussah?

Der Giftmüll-Teufel griff sich eine seiner Larven und klatschte sie Shirley Forster auf den Arm.

Ekelerfüllt schüttelte sie sich, wollte die Larve abreißen, davonschleudern, aber das ging nicht!

Blitzartig hatte sie sich mit ihrer Haut verbunden, jedenfalls kam es ihr so vor!

Pulsierend und wabbelig und eiskalt und feucht klebte das ekelhafte Ding an ihr!

Und es produzierte plötzlich wesentlich mehr Schleim!

Shirley Forster schrie! Wie eine Explosion entlud sich ihr Grauen in diesem Schrei!

Sie schrie, bis sie keine Kraft mehr hatte, bis ihr der Gestank die Luft raubte, ihre Stimme versagen ließ, ihre Zunge zu einem harten, hölzernen Fremdgegenstand gemacht hatte.

Der Giftmüll-Teufel richtete sich auf, warf ihr und der Larve noch einen – wie es Shirley Forster schien – zufriedenen Blick zu und verschwand im Dunkel eines Höhlenganges.

Shirley sank wimmernd zurück.

Die Eiseskälte, die von der Larve ausstrahlte, durchzog wie Sickerwasser ihren Körper. Die Larve spann sie mit ihrem weißen, klebrigen Schleim ein. Wie eine Spinne ihre Opfer einspann!

Shirley hörte raschelnde Geräusche.

Sie war zu schwach, um sich darum zu kümmern.

Dann tat sie es doch.

Die anderen Larven krochen aus der Nestkuhle zu ihr her!

Unbarmherzig pulsierend und schleimabsondernd kamen sie näher…

***

Mike Hunters Gesicht war bleich und ernst. Dunkle Ringe lagen um seine Augen.

»Bist du okay?« fragte er und half ihr beim Aufstehen.

Damona nickte. »Ich ja…«

»Was ist passiert?«

Damona erzählte es ihm. Mike zog sie dabei in seine Arme. Sie schmiegte sich an ihn, während sie weiterredete und nicht verhindern konnte, daß sie zitterte. Aber Mikes Nähe tat ihr gut.

Er wischte ihr verdrecktes Haar zurück, dann, als sie geendet hatte, schob er sie leicht auf Distanz, um sie anzusehen.

»Wir finden das Mädchen!« sagte er bestimmt.

»Wir beide? Schau dich mal um, Mike: der Wald, die Müllkippe, da gibt es tausend Verstecke und tausend Möglichkeiten, einen Hinterhalt zu legen.«

»Da hast du auch wieder recht, aber…«

Sie unterbrach ihn. »Ich will ja auch nicht aufgeben, Mike. Wir müssen es packen!«

Dann erst sah sie die beiden Männer, Polizeibeamte, die sich diskret im Hintergrund gehalten hatten und sich jetzt über den toten Mr. Bixby beugten.

»Verstärkung«, kommentierte Mike mit einem freudlosen Grinsen, als er ihren Blick bemerkte. »Der Bürgermeister von Grewburry hat mir die beiden Beamten unterstellt. Er glaubt mir.«

»Und Tozzi?«

»Ist in Grewburry zurückgeblieben. Ich wollte das so. Das hier ist nichts für ihn.«

Einer der beiden Beamten sah dem Toten ins Gesicht und zuckte plötzlich wie elektrisiert hoch.

»Mr. Bixby!« keuchte er verblüfft.

»Eh, Rick, was hast du denn?« wollte sein Kollege wissen.

»Ich – ich – nichts, nichts, Ralf…«

»Woher weißt du, wer das ist?«

»Ich kenne ihn vom Sehen, das ist alles.«

Mike Hunter und Damona King traten zu den beiden Polizisten.

»Was haben Sie denn, Mr. Banner?« wollte auch Mike wissen. Der junge Beamte war ganz grau im Gesicht. Das Entsetzen hatte sich hineingefressen.

Banner! Als sie den Namen hörte zuckte Damona zusammen.

»Banner?« fragte sie gedehnt und fixierte den jungen Beamten, der sie jetzt trotzig anstarrte.

»Ja, was dagegen?« fauchte er.

»Aber Rick, so kenn’ ich dich ja gar nicht, was hast du denn?« erkundigte sich sein Kollege.

»Nichts. Ich bin eben erschrocken, darf man das nicht mehr?«

»Sie haben Mr. Bixby angerufen!« sagte Damona eisig.

Rick Banner starrte sie haßerfüllt an. »Dann hat das Schwein also geredet!« zischte er. Im gleichen Augenblick zog er seine Pistole und wich rückwärtsgehend zurück. »Bleibt, wo ihr sei, sonst schieße ich!«

»Rick, bist du verrückt geworden?«

»Sie haben keine Chance«, sagte Mike Hunter. »Geben Sie uns die Waffe!«

»Was hat das alles zu bedeuten, verdammt?«

»Ich werde es Ihnen gleich erklären, Mr. Kressman«, sagte Mike.

»Ihr Kollege hat mit diesem Herrn hier gewisse Geschäfte getätigt…«

»Halt's Maul!« schrie Banner.

Mike tat ihm den Gefallen.

Aber gleichzeitig federte Damona King vor. Rick Banner verlor die Nerven, er zog durch, der Schuß bellte auf. Damona war aber längst vornübergebeugt weitergehetzt, die Kugel jaulte über sie weg.

Dann war sie über dem Verräter und der Aufprall warf ihn zurück. Der Mann schrie wie am Spieß. Er drehte völlig durch.

»Schlampe! Elendiges Miststück, du hast mich verraten, ich bring' dich um!«

Aber das war einfacher gesagt, als getan.

Ein einziger Handkantenschlag genügte, um ihn seine bösen Vorsätze vergessen zu lassen.

Er trat ab ins Reich der Träume. Schlaff fiel sein Körper zurück und Damona richtete sich auf. Sie atmete nicht einmal schneller.

Mike Hunter und Ralf Kressman kamen heran. Kressman schüttelte den Kopf, und sein gutmütiges Polizistengesicht war in tausend Falten gelegt. »Ich kapiere überhaupt nichts – wenn mir mal bitte jemand erklären würde…«

»Unterwegs«, bestimmte Damona. »Wir müssen das Monster suchen. Es hat das Mädchen.«

»Und wo wollen Sie suchen?«

Damona zögerte kurz. Von dem Hexenherz, dem geheimnisvollen Stein, den sie nun anstelle ihres Talismans trug, ging ein sanftes Prickeln aus. Weiche Töne waren in ihrem Geist zu hören, schwangen hin und her, vibrierten, verwandelten sich zu einem kristallenen Klingen und Singen…

»Auf der Müllkippe«, entschied Damona plötzlich, ohne daß sie hätte sagen können warum.

Das Hexenherz strahlte eine Reihe zufriedener Kristalltöne aus…

Sie wunderte sich nicht über dieses Phänomen. Auch bei ihrem Kampf in der chaotischen Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte sie es bereits einmal registriert…

Auf geheimnisvolle Weise lebte das Hexenherz…[2]

Sie gingen los. Den bewußtlosen Banner nahmen Mike und Kressman

zwischen sich. Damona schaltete die Motoren der beiden Wagen ab, die immer noch rund gelaufen waren. Unvermindert klatschte der Regen herunter. Die Luft roch nach Abgasen – und natürlich nach dem erbärmlichen Brodem der Müllhalde.

Kressman wandte sich an Damona. »Ich höre.«

»Ihr Kollege, Mr. Kressman, dürfte ein Spitzel sein; er hat vertrauliche Informationen aus dem Polizeidienst an Mr. Bixby weitergeleitet.«

»Woher wissen Sie das?«

»Von Bixby. Bevor er starb, hat er geredet. Er hat auch Mr. Banners Namen genannt. Außerdem dürfte das Verhalten Banners eine ziemliche deutliche Sprache sprechen.«

»Das ist wahr, Miß King.«

»Es paßt alles zusammen. Mr. Bixby ist Inhaber eines wissenschaftlichen Instituts, in dem man hauptsächlich an chemischen Versuchen und Hormonforschungen arbeitete. Der Lkw, der den Unfall auf der Überlandstraße verursachte, hat – so nehme ich an – Giftmüll auf die Müllkippe transportiert. Giftmüll, der aus Mr. Bixbys Institut stammte. Bixby muß von Banner einen Tip bekommen haben, daß der Lkw in einen Unfall verwickelt worden ist. So kam er her, um nach dem Rechten zu sehen. Er stammelte immer wieder etwas von Fässern und von Rückschlüssen, die man auf ihn ziehen könnte. Er bat mich, ich solle ihn von hier wegbringen. Der oder die Fahrer – da hat sich Bixby, der schon im Sterben lag, undeutlich ausgedrückt – müssen von dem Monstrum überrascht worden sein, der Fahrer wurde tödlich verletzt, konnte jedoch mit dem Laster fliehen. Dann starb er. Führerlos raste der Lkw auf die Überlandstraße hinaus…«

»Und das Monstrum hat ihn verfolgt. Und sich den toten Fahrer geholt…«, vollendete Mike düster.

»Das hört sich alles zu phantastisch an, als daß es irgendein Gericht der Welt akzeptieren würde«, erklärte Kressman kategorisch.

Man sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, seinen Kollegen Banner für einen Spitzel zu halten, der mit einem derart verbrecherischen Unternehmen zu tun hatte.

»Banner wird reden. Und ich bin sicher, daß wir auf dem Gelände der Müllkippe auch die Fässer finden werden, von denen Bixby sprach. Aber das alles ist jetzt erst zweitrangig wichtig. Wir müssen das Monster aufspüren, es kann hier überall stecken…«

Kressman sah sie von der Seite her an. »Glauben Sie denn, daß das Mädchen noch lebt, Miß King?«

Sie erwiderte seinen Blick. »Ich hoffe es, Mr. Kressman, ich hoffe es so sehr! Ich habe ihr Gesicht gesehen… Sie ist noch ein halbes Kind, so jung …«

Kressman nickte.

Sie schritten weiter.

Durch das zerfetzte Tor auf das Gelände der Müllkippe. Schräg fiel der Regen vom Himmel, immer noch mit unverminderter Wildheit, nur das Gewitter hatte sich verzogen.

Vereinzelt rumorte noch Donner in der Ferne. Ebenso wetterleuchtete es.

»Wir können Banner nicht weiter mitnehmen. Er behindert uns«, sagte Kressman unvermittelt.

Er deutete zu der Wellblechbaracke hinüber, die rechterhand vom Tor stand. Der Regen trommelte auf das Dach.

»Wir schließen ihn dort drüben ein.«

Das taten sie. Während Kressman das einfache Schloß mit einem Dietrich öffnete, behielten Damona und Mike die Umgebung im Auge. Nirgends regte sich etwas in der Düsternis. Die Regenschleier, die vom Himmel wehten, deckten alles zu. Und über dem Boden wogte hektisch der Nebel, er trieb auseinander, Fontänen spritzten zu Tausenden hoch, als würden Maschinengewehrgarben hineingefeuert…

Kressman schloß die Barackentür wieder sorgfältig ab, nachdem er seinen noch immer träumenden Kollegen hineinverfrachtet hatte.

Für einen winzigen Augenblick keimte ein ungutes Gefühl in Damona King, aber die Sorge um das Mädchen überlagerte alles, und so dachte sie nicht weiter darüber nach. Kressman hatte recht: der besinnungslose Banner behinderte sie tatsächlich. Und wenn sie auf das Monstrum stießen, dann konnte das tödlich sein…

Schweigend gingen sie weiter.

Sie durchkämmten das Areal der Müllkippe. Die Kälte kroch durch Damonas völlig aufgeweichte Kleider in ihre Haut, bis auf ihre Knochen, aber sie achtete gar nicht darauf. Der Wille, das Mädchen zu finden, lebend zu finden, war wie ein Fieber. Sie durften nicht aufgeben, und als sie kurz in die entschlossenen Gesichter der Männer sah, wußte sie, daß sie ebenso dachten.

Sie machten weiter.

Sie wühlten sich über Schutthalden hoch, durchstöberten rostige, regentriefende Wracks, sahen unter größere Kisten und Kästen. Sie teilten sich. Mike nahm sich die linke Seite der hochragenden Müllberge vor, Kressman die rechte. Damona suchte die ›Hochebenen‹ der Berge ab. Die Zeit verging. Die Kälte verschwand und machte einer grellen Hitze Platz. Sie schwitzte sogar, in breiten Bächen rann der Schweiß über ihr Gesicht und mischte sich mit dem unaufhörlich vom Himmel prasselnden Regen.

Die Lichtfinger der Stablampen geisterten durch die Nacht.

Man konnte keine drei Schritte weit sehen, dann wurde das Licht förmlich verschluckt.

Der Nebel wuchs höher und höher, trotz des Regens, bildete unheimliche Gestalten, die aber gleich wieder zerflossen. Alles war in ständiger Bewegung, Veränderung.

Unheimlich, unwirklich sah alles aus.

Wie eine Alptraumlandschaft.

Überall Trümmer, Wracks, die tausendfältigen, trostlosen Zeugen der Wegwerfgesellschaft. Ein Wirrwarr aus vermoderndem, verwesendem Plunder.

Und dazwischen huschten fette, schwarze Biester herum!

Ratten!

Raschelnd verschwanden sie. Papier, Holz, eine Puppe ohne Kopf, mehrere Spielzeugautos aus verrostetem Metall gerieten in hektische Bewegung.

Anderes Gerümpel rutschte nach.

Damona leuchtete hin.

Zwei Schritte von ihr entfernt, in einem schräg aufsteigenden Müllabhang, der einen bestialischen, beizenden Gestank aussonderte, klaffte ein dunkler Spalt…

Der Eingang einer Höhle!

***

Rick Banner massierte fluchend seinen Hals. Dort, wo ihn Damona Kings Handkantenschlag getroffen hatte, spürte er eine harte, schmerzende Stelle.

Das Blut rauschte in seinem Schädel. Er war entlarvt worden. Zu einem Großteil war er sogar selber dran schuld. Er hatte sich verraten, aber als er Frank Bixby tot vor sich hatte liegen sehen, da hatte er sich einfach vergessen. Verdammt auch. Aber jetzt war nichts mehr zu machen. Rick Banner sah sich um. Sie hatten ihn in eine Baracke gesperrt. Kahle Wände, von der niederen Decke baumelte eine Petroleumlampe. Der Regen knatterte auf das Wellblechdach. Der Boden bestand aus abgenutzten Brettern und war dreckig.

Ein paar lehmverschmierte Gummistiefel standen in einer Ecke. In der anderen ein Tisch und drei einfache Holzstühle. Jemand hatte eine halbvolle Flasche Bier darauf stehen lassen.

Ansonsten gab es in der Baracke nichts Interessantes. Keine Werkzeuge, nichts. Nicht einmal Fenster.

Rick Banner wurde nervös.

Er schüttelte auch die letzten Reste seiner Benommenheit ab und kam auf die Füße.

Er rüttelte an der Tür. Nichts zu machen. Sie hatten sie abgeschlossen.

Banner wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wenn er erst einmal in Grewburry im Kittchen saß, dann war es aus und vorbei. Er wollte

nicht eingesperrt werden.
Mit dem Geld, das er von Bixby in schöner Regelmäßigkeit bekommen hatte, konnte er eine Menge anfangen. Wenn es ihm gelang, hier herauszukommen.
Rick Banner fluchte. »So weit hat es ja kommen müssen. Der verdammte Kerl – warum hat der bloß sein Maul nicht gehalten. Der hätte doch auch abkratzen können, ohne noch zu singen! Shit!«
Plötzlich brach er ab.
Er hatte Schritte gehört.
Draußen. Im Regen.
Kamen sie schon wieder zurück, um ihn abzuholen? Rick Banner verfluchte Ralf Kressman, Mike Hunter und diese Raubkatze namens Damona King. Er hätte einiges dafür gegeben, wenn er sich an ihnen – und besonders an Damona King – hätte rächen können!
Da!
Da waren die Schritte wieder!
Rick Banner wurde bleich. Plötzlich hatte er Angst. Erbärmliche Angst. Er mußte an das denken, was dieser Mike Hunter von dem Lkw-Fahrer erzählt hatte. Mit zerfetzter Kehle sollte der Mann hinter dem Lenkrad seines Siebentonners gesessen sein. Ein Werwolf sollte auf der Müllhalde oder im Wald herumgeistern. Er hatte diesen Unsinn nicht geglaubt.
Bis jetzt.
Aber plötzlich änderte er seine Meinung.
Monoton rauschte der Regen, unablässig, eintönig, einschläfernd klackten die Tropfen auf das Dach. Der Wind heulte und pfiff um die Ecken der Baracke, hier und da fauchte ein kalter Luftzug durch schmale Ritzen und Spalten herein.
Die Schritte waren verstummt, möglich, daß er sie sich auch nur eingebildet hatte. Ja, das war die Erklärung. Er hatte sich alles nur eingebildet…
Da vernahm er das Scharren!
Als würde eine krallenbewehrte Pranke über das rauhe Holz der Tür tasten…

***

Damona King ließ den Lichtstrahl in den Höhlengang hineingeistern. Fest umkrampfte ihre Rechte die Luger; sie hatte ein neues Magazin in die Waffe gerammt.
Stille!
»Sollen wir?« fragte Mike, der auf ihren Ruf als erster bei ihr eingetroffen war. Ralf Kressman kam drei Sekunden später. Er atmete hektisch. Die Kletterei in den Müllbergen schien ihm an die Kondition zu gehen.

Er war ein Mann in den besten Jahren, schätzungsweise 45, rundlich, das Gesicht gutmütig. Wenn man ihn so sah, bleich und abgekämpft, das schüttere Haar mühsam zu einer Stirnlocke zusammengerafft, erinnerte er an Bill Haley.

Gespannt starrte er sie an, dann den dunklen Gang, der in den Müllberg hineinführte.

Mike räusperte sich.

Damona schniefte, wischte sich das Regenwasser aus dem Gesicht und sagte entschlossen: »Wir sollen.« Sie machte den Anfang, und tauchte in das Dunkel ein.

Eine gespenstische Unterwelt nahm sie auf.

Der Gang war regelrecht in den Müll und Dreck und Unrat hineingerammt worden. Nichts stützte die Decke oder die Wände ab. Der Regen konnte alles so aufweichen, daß es in sich zusammenfiel wie das berühmte Kartenhaus.

Aber daran dachte sie jetzt nicht.

Sie konzentrierte sich auf den Lichtstrahl, der vor ihr her über den unebenen, matschigen Boden lief. Nässe überall. Verwesungsgestank. Ratten, die vor dem Licht flüchteten. Es wurde kälter, je weiter sie in den Gang vordrangen. Und die Luft immer schlechter. Ein beizender, chemischer Gestank, der nichts mehr mit dem Verwesungsbrodem gemein hatte, der weiter vorne herrschte.

Damona atmete so flach wie möglich. Ihre Haut begann zu jucken.

Sie mußte husten. Mike und Ralf Kressman ging es nicht besser.

»Ich glaube, wir marschieren direkt auf die ominösen Fässer zu«, brummte Mike kurzatmig. Er war dicht hinter ihr. Sie spürte seine Nähe förmlich. »So riecht's doch normalerweise nur auf einer Sonderdeponie. Ich kenne den Gestank, ich habe erst kürzlich so eine Deponie besichtigt… Verdammt, in was für eine Schweinerei sind wir da bloß geraten!«

»Sie stinkt jedenfalls zum Himmel!« gab Kressman grimmig von sich.

»Bixbys Leute müssen die giftigen Abfälle hier irgendwo verscharrt haben.«

»Vielleicht sogar mit Wissen des Aufsehers«, nickte Kressman.

»Wir werden ihn ebenfalls überprüfen. Die Sache zieht jedenfalls Konsequenzen nach sich, dafür werde ich sorgen!«

»Vielleicht hängt dieses Monster sogar irgendwie mit dem Giftmüll zusammen«, sagte Damona, einem plötzlichen Impuls folgend.

Es konnte kein Zufall sein, daß dieser Gang mitten ins Zentrum dieses fürchterlichen beizenden Gestanks führte.

»Dann hätten wir es also mit einem Giftmüll-Monster zu tun!« kommentierte Mike tonlos. Dann, ziemlich sarkastisch: »Na ja, mal was Neues. Wozu brauchen wir die Dämonen der Schwarzen Familie oder die Blutgötter oder Bastarda… Das, was sie wollen, nämlich die

Menschen vernichten, können wir selber doch viel besser.«
»Still!« zischte Damona.
Sie hatte ein schwaches Geräusch gehört.
Einen verwischten Schrei, ein Schluchzen, ein Röcheln…
»Los, kommt!«
Sie rannte los, ohne darauf zu achten, ob Mike und Kressman folgten. Der Gang führte jetzt steil in die Tiefe. Der Boden wurde wieder glitschig. Wasser rann in schmalen, silbernen Rinnsalen, die aufleuchteten, wenn sie die Stablampe darauf richtete, von der Decke und den Wänden.
Damona mußte immerzu an das Mädchen denken, das in der Gewalt des Monsters war.
Das Blut auf dem Boden… Ob das das Blut des Mädchens gewesen war? Damona glaubte es nicht. Es war bereits eingetrocknet gewesen. Wie viele Opfer mochte sich der Giftmüll-Teufel schon geholt haben? Wie viele ahnungslose Menschen hatte er überfallen und getötet und in sein Labyrinth unter den Müllbergen geschleift?
Allein heute nacht hatte es wenigstens zwei Tote gegeben. Den Lkw-Fahrer und Frank Bixby.
Von Buddy Boveras Beifahrer Andrew Woolwarth und von Jeremias Luranskey ahnte sie ja nichts.
Der Gang beschrieb einen scharfen Knick und führte dann geradeaus weiter. Damona ließ den Lichtstrahl wandern.
Überall der gleiche Anblick. Verwesung, bizarre Trümmer, Papierfetzen, die wie die grausige Imitation von Faschingsgirlanden von der Decke hingen. Dicke, fette Spinnen wieselten über die Wände davon und verschwanden in Löchern und Spalten.
Damona und ihre Gefährten gingen weiter, immer tiefer drangen sie in die düstere Unterwelt vor. Gänge zweigten ab, führten hinaus oder hinunter, wurden schmal, endeten vor einer Barriere aus ineinander verkeiltem Plunder. Sie gaben nicht auf. Und sie paßten auf, daß sie die Orientierung nicht verloren.
Dann aber fanden sie die Blutspur wieder.
Sie folgten ihr.
Wieder beschrieb der Gang einen Knick, diesesmal nach rechts.
Der Gestank war kaum mehr zu ertragen, die Sicht wurde durch trübe Schwaden, die nahezu den ganzen Gang ausfüllten, erschwert.
Damona versuchte so knapp wie möglich zu atmen. Jeder Atemzug stach wie eine glühende Lanze in ihre Lungen hinein.
Lange hielten sie es in dieser Pesthölle hier unten nicht mehr aus!
Kressman sprach das aus, was sie dachte. »Wir müssen umkehren, Miß King, sonst – sonst verrecken wir hier unten! Dieses Giftzeug…« Er hustete, dann sprach er nicht mehr weiter, weil sie die Helligkeit etwa zehn Yards voraus sahen, und das ekelerregende Schmatzen und

Rascheln – und ein verzweifeltes Stöhnen hörten …
Damona reagierte augenblicklich. Sie hetzte los.
Was sie Sekunden später zu sehen bekam, war der nackte Horror!

***

Rick Banner zitterte um sein Leben!
Etwas strich um die Baracke herum, er spürte es mit jeder Faser seines Körpers. Wieder erklang das Kratzen, das Scharren. Dann wurde gegen die Tür gedrückt. Ein dumpfes Grollen erklang.
Banner wich zurück.
Himmel, was war das?
Ein schwerer Körper rammte gegen die Tür. Dann ertönte ein hartes Knacken. Das Vorhängeschloß war buchstäblich weggefetzt worden.
Rick Banner begann zu schreien.
Die Tür wurde aufgedrückt.
Lange, spitz zulaufende Klauen waren zu sehen. Eiseskälte fegte herein. Wie versteinert stand Rick Banner da und starrte auf die Tür, die weiter und weiter aufgedrückt wurde…
Dann tauchte ein Schatten vor dem Hintergrund der Regennacht auf.
Ein unförmiger, monströser Schatten…
Groß, wuchtig, breit. Auf muskulösen, fellbewachsenen Schultern saß ein Kugelschädel. Böse Augen, in denen grausige Lichtpünktchen zu tanzen schienen, starrten ihn triumphierend an. Ein Maul, das riesengroß war, klaffte auf, Reißzähne, zum Teil unregelmäßig, zum Teil nach außen vorstehend, wurden gebleckt…
Banner schrie immer noch, und da federte die Bestie vor, die klauenbewehrten Pranken flogen hoch und droschen auf den verzweifelten Mann nieder, schleuderten ihn zurück. Er krachte auf den Tisch, der brach splitternd zusammen. Rick Banner schlug auf dem Boden auf. Die Bestie stampfte heran. Dumpfes Grollen erfüllte die Baracke, steigerte sich zu einem infernalischen Brüllen, das sich in Rick Banners Schädel hineinfraß.
»Nein!« schrie er wimmernd. »Nein! Nicht!« Er riß seine Hände hoch, versuchte sein Gesicht zu schützen, vergebens…
Wieder schlug die Bestie zu!
Die Haut auf Banners Händen platzte auf.
Greller Schmerz explodierte. Das Monster aber attackierte ihn wieder, schon stürzte es sich auf ihn, um ihm die Kehle zu zerfleischen.

***

Blutdurst!
Die Beute gehörte ihm! Der Zweibeiner hatte Angst! Er spürte sie, er witterte sie! Diese Angst stachelte ihn noch mehr an! Er holte aus, um den letzten, den tödlichen Schlag zu führen…

Etwas explodierte in seinem Innern!
Triumph!
Der Zweibeiner hatte es gewagt, in sein Reich zu kommen. Ihn zu stören. Wie auch vorhin die schwarzhaarige Zweibeinerin. Er würde sie auch töten. Er suchte sie, jetzt würde er sich ihrer annehmen, nachdem er die andere Beute in das Nest der Larven geschafft hatte.
Auch den anderen toten Mann, den er aus dem fahrenden Ungetüm gezerrt hatte, würde er dorthin bringen. Die Brut brauchte Nahrung, genau wie er.
Noch immer zögerte der Giftmüll-Teufel!
Unter ihm wimmerte der Zweibeiner.
Er verachtete ihn. Er war schwach. Er war kein Gegner für ihn.
Nur Beute. Nahrung für ihn und die Larven, die auch stark werden mußten, um das Territorium an seiner Seite gegen die Zweibeiner verteidigen zu können.
Das Monstrum lauschte.
Tief in seinem Inneren hatte es eine raunende Stimme vernommen
… Einen Schrei …
Die Brut war in Gefahr!
Er hatte die Zweibeiner-Eindringlinge unterschätzt! Sie hatten einen Zugang zu den Heimstatt-Gängen gefunden – und zu den Seitennestern!
Das Monstrum kreiselte herum.
Achtlos ließ es den bibbernden, schluchzenden Rick Banner liegen und hetzte davon.
In der Nacht tauchte es unter.
In gewaltigen Sätzen hetzte es voran, zum nächstgelegenen Eingang zu den Heimstatt-Gängen. Die Zweibeiner durften die Brut nicht vernichten!

***

Wurmähnliche, riesige Larven wimmelten über den Boden!
Sie pulsierten, sonderten Schleim und milchige Flüssigkeit ab!
Damona King überlegte nicht lange!
Sie feuerte! Die geweihten Silberkugeln fetzten in die widerlichen Larvenkörper, zerrissen sie, ließen sie zischend und brodelnd vergehen. Immer schlimmer wurden die Dämpfe. Damona würgte.
Krächzend kam ihr Atem. Vor ihren Augen waberten zittrige Streifen.
Auch Mike Hunter und Ralf Kressman griffen jetzt in den Kampf ein.
Die Brut wurde vernichtet. Sich windend und blubbernd krochen die noch lebenden Larven davon, versuchten in die nach allen Seiten abzweigenden Höhlengänge zu entkommen. Es gelang ihnen nicht.
Damona kreiselte herum.
Auf dem Boden, neben einer Bodenmulde, die mit Gras, Papier und

Kartons ausgepolstert war, sah sie zwei mumifizierte, schleimüberzogene Körper. Wie in Kokons eingesponnen!

Der Dunst überzog alles mit einem giftgelben Tuch.

Der Lichtstrahl der Stablampe reichte kaum aus, ihn zu durchdringen.

Damona suchte den Boden ab.

Dann sah sie die Bewegung!

Eine weitere Larve! Nein – zwei, drei, vier Larven!

Sie klebten auf einem menschlichen Körper, der bereits ebenfalls mit dem Schleim-Kokon überzogen war und sich nur noch schwach bewegte!

Das Mädchen!

Damona ließ sich auf die Knie fallen, fetzte die widerlichen Larven weg. Ein Gefühl, als würde sie in weichen Teig fassen. Klatschend kamen sie auf dem Boden auf. Mike Hunter erledigte sie augenblicklich.

Auch die anderen Larven riß Damona weg.

Das Mädchen schluchzte.

»Ganz ruhig, wir holen dich da raus!« keuchte Damona. Ihre Stimme kratzte. Sie konnte sie kaum selbst verstehen. Der Giftbrodem dieses Nests machte sie schier verrückt.

Sie versuchte, dem Mädchen beim Aufstehen behilflich zu sein, es ging nicht.

Der Schleim-Kokon war bereits erstarrt.

»Damona!« Mikes Stimme klang kaum besser als ihre. Verzweiflung zitterte darin. »Kressman ist umgekippt.«

»Bring ihn hinaus! Ich komme mit ihr nach!«

»Aber…«

»Kein aber – los, Mike!«

»Shit auch!«

Damona riß ihre Jacke auf, dann die Bluse. Wärme pulsierte von dem Hexenherzen aus, das sie an einer silbernen Kette um den Hals trug.

Das Raunen und Wispern der Silberklänge war wieder in ihren Geist, eine sanfte Stimme, die leise lachte, zufrieden, glücklich, aber auch boshaft…

Damona handelte automatisch. Sie riß die Kette mit dem Hexenstein über ihren Kopf und preßte ihn auf den Schleim-Kokon.

Dämpfe faserten hoch. Das Mädchen wimmerte noch immer.

»… nicht sterben. Ich will nicht sterben …«

»Wir schaffen es, bestimmt!« hörte sich Damona keuchen. Der Schleim-Kokon löste sich auf.

Das Mädchen konnte sich wieder bewegen. Damona fragte sich, wie sie es geschafft hatte, so lange in dieser giftigen Atmosphäre zu überleben.

»Danke…«, hauchte das Mädchen.
»Später«, sagte Damona hastig. »Komm! Schnell!«
Sie half ihr auf die Beine, obwohl sie selbst kaum mehr richtig stehen konnte. Das Hexenherz pendelte an der Silberkette. Der Giftbrodem dampfte und wallte. Er strahlte von den Larven aus, aber auch von den Fässern, die Damona schemenhaft an den Wänden aufgetürmt sehen konnte. Das Puzzle hatte sich zusammengefügt!
»Shirley Forster…«, hauchte das Mädchen. »Ich – ich bin Shirley…«
Damona schleppte sie mit sich. Der schlanke, biegsame Körper Shirleys schien mit jedem Schritt schwerer zu werden, aber sie ließ ihn nicht los. Lieber würde sie sterben.
Da hörte sie das Knurren!
Hinter sich!
Shirley Forster riß sich schreiend los, und Damona King federte herum, um dem Angriff zu begegnen… Ein furchtbarer Augenblick verging.
Dann schälte sich ein monströser Schatten aus den giftiggelben, wattigen Schwaden…
Der Giftmüll-Teufel!

***

Das Monstrum griff an!
Mit einem wilden, kreischenden Schrei flog es heran, die Pranken vorgestreckt, tödliche Waffen!
Damona King wich seitwärts aus.
Viel Platz war da nicht. Sie krachte gegen das Wirrwarr, das die Wandung bildete. Shirley Forster war in den Gang hinausgekrochen.
Gut. Damona King war entschlossen, das Monster nicht an sich vorbeizulassen.
In diesen Augenblicken war sie eiskalt, eine Maschine, darauf getrimmt, zu überleben!
Kein Gefühl war in ihr. Nur der eiserne Wille, dieses Monster zu vernichten!
Sogar die Panik, die sie im ersten Augenblick befallen hatte, als der Giftmüll-Teufel so unvermutet hinter ihnen aufgetaucht war, war verschwunden!
Das Monstrum warf sich herum, schlug nach ihr! Die Pranke fetzte in die Wand, der Unrat rutschte ab, ein Teil der Decke folgte und kollerte auf Damona King herunter. Sie wühlte sich frei.
Die Bestie kam!
Ein Schemen in der trüben Finsternis. Die Stablampe lag irgendwo am Boden.
Die Helligkeit, die von den vernichteten Larven ausströmte, genügte kaum. Sie verklang zusehends.

Ein Schatten flog heran!
Fauchend kam der Giftmüll-Teufel dicht vor ihr auf, ein Schlag schmetterte Damona King um ihre eigene Achse. Rascheln. Keuchender Atem. Grollen. Dann Schritte. Das Monster war sich seiner Beute sicher.
Mühsam richtete sich Damona auf. Das Monster schlug wieder zu.
Damona zog den Kopf ein, die Klauen pfiffen über sie weg, gleichzeitig federte sie los, die ganze Kraft, die noch in ihr steckte, legte sie in einen einzigen Schlag!
Das Hexenherz hielt sie in der Faust!
Es schmetterte in die abstoßende Fratze des Monsters hinein, Funken explodierten, Hautfetzen spritzten weg!
Das Monster verging in einer brodelnden Explosion!
Keuchend kam Damona auf die Füße und hob die Stablampe auf.
Die Überreste des Giftmüll-Teufels widmete sie keines Blickes. Sie hatte das Monstrum erledigt, das allein zählte. Jetzt mußte sie zusehen, wie sie mit Shirley Forster aus diesem Labyrinth kam.
Es blieb nicht mehr viel Zeit…
Shirley starrte ihr mit großen Augen entgegen. »Sie haben ihn…«
»Er ist tot, ja. Komm, wir müssen hier raus!«
Sie stützten sich gegenseitig und wankten den engen, nassen Gang entlang.
Wie sie es schaffte, daß wußte Damona später nicht mehr zu sagen. Aber sie schaffte es. Und mit ihr Shirley Forster. Völlig verdreckt, verschwitzt, am Ende ihrer Kraft, krochen sie ins Freie. Mike Hunter und Ralf Kressman, der sich wieder erholt hatte, waren ihnen entgegengelaufen und hatten ihnen auf den letzten hundert Yards geholfen, aber das bemerkten sie gar nicht. Ihre Augen tränten. Ihre Kehlen waren wie zwei Reibeisen. Völlig wund. Sie konnten kaum mehr atmen. Ihre Lungen brannten höllisch.
»Was war los, Damona?« wollte Mike ganz außer Atem wissen.
»Verdammt, ich habe doch das Gebrüll gehört, Mädchen, sag doch was…«
»Es ist vorbei«, krächzte Damona. »Den Giftmüll-Teufel gibt es nicht mehr!«
Mike wollte sie stützen, aber sie wehrte es ab. »Kümmert euch um Shirley. Sie braucht eure Hilfe nötiger als ich«, bat sie.
Dann ließ sie sich ganz vorsichtig auf den stinkenden Plunder des Müllberges nieder und entspannte sich. Der Regen lief ihr übers Gesicht, aber plötzlich machte ihr das gar nichts mehr aus. Im Gegenteil.
Sie saß nur da, war hundemüde, total geschafft, und lauschte auf das monotone Strömen des Regens.

***

Zwei Tages später war alles klar.

Spezialisten von Scotland Yard hatten das unterirdische Labyrinth des Giftmüll-Monsters im wahrsten Sinne des Wortes ausgeräuchert. Das zweite Larven-Nest war aufgestöbert und die Teufelsbrut mit Flammenwerfern vernichtet worden. Die Leichen hatte man geborgen – es waren Jeremias Luranskey und Andrew Woolwarth.

Den Leichnam Buddy Boveras fand man am Rande der Müllkippe, halb unter einem Gestrüpp verborgen.

Auch die Giftmüll-Fässer hatte man gefunden und sichergestellt.

Die weiteren Untersuchungen auf der Müllkippe liefen auf Hochtouren und würden die Männer vom Yard noch einige Tage beschäftigen.

Rick Banners Verletzungen waren nicht lebensgefährlich. Er hatte bereits ein volles Geständnis abgelegt und unterschrieben. Jake Philipps, der Aufseher der Müllkippe, wurde daraufhin verhaftet.

Das war der Stand der Dinge, als sich Damona King und Mike Hunter von Ralf Kressman vor der Polizeiwache verabschiedeten.

»Und wenn hier wieder mal etwas zum Himmel stinkt, dann werde ich euch beide rufen!« sagte der Constabler grinsend. Am Abend zuvor hatten sie kräftig einen draufgemacht – und das ›Du‹ war jetzt ganz selbstverständlich. So ein Abenteuer, wie es hinter ihnen lag, das verband doch ganz schön.

»Hoffen wir, daß es einen besseren Grund gibt«, meinte Damona und lächelte.

Kressman schmachtete sie an, dann räusperte er sich. »Den gibt es, Damona, den gibt es, das ist doch wohl klar.«

»Klar ist das klar!« bekräftigte Mike. Der Constabler gefiel ihm.

Das war ein Kumpel zum Pferdestehlen, und so was war selten geworden heutzutage.

»Nämlich Shirleys Geburtstagsfeier«, sagte Kressman und ließ die Bombe platzen.

Sie sahen ihn verblüfft an.

»Was starrt ihr mich so an? Ich werde Shirley adoptieren; ist das abnormal, wenn ein alternder Constabler ein Kind adoptiert? Sie wird es gut haben bei mir. Sie wird nicht mehr davonlaufen müssen.«

Damona klopfte ihm auf die Schultern, und Mike hüpfte begeistert wie ein kleiner Junge von einem Fuß auf den anderen.

»Du bist ein feiner Kerl, Ralf!«

Er wurde verlegen.

Damona gab ihm noch ein Küßchen. Mike war jetzt dran mit dem Schulterklopfen. Shirley kam schüchtern dazu. Sie fiel Damona um den Hals. Dann Mike. Der Abschied dauerte ziemlich lange.

Dann war es doch so weit.

Ralf Kressman und Shirley schnieften, und auch Damona und Mike

hatten ziemlich feuchte Augen.

»Bis bald!« sagte Kressman immer wieder.

»Garantiert!«

Damona und Mike stiegen in den Porsche. Romano Tozzi war mit dem Rover bereits gestern nach London zurückgefahren.

Damona gab Gas und der 928 zog ab. Kressman und Shirley winkten, und Mike und Damona winkten zurück, bis die beiden nicht mehr zu sehen waren.

Auf der Überlandstraße fuhr Damona den 928 voll aus. Sie freute sich auf London und darauf, mit Mike jetzt endlich richtig Wiedersehen feiern zu können. Er hatte sich diesbezüglich auch schon eine Menge einfallen lassen und sprach von einem Festival der Liebe und dergleichen. Sie lachte, und als sie sein bedeppertes Gesicht sah, lachte sie noch mehr. Bis er schließlich mitlachte. Beide waren sie richtig übermütig. Keiner von ihnen dachte an böse Geister und Dämonen.

Aber der nächste Fall erwartete sie bereits…

Bastardas Bestien!

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 58 »Bastarda, Herrscherin der Nacht«

[2]Siehe Damona King Nr. 58 »Bastarda, Herrscherin der Nacht«